Der Schriften zum Vortheil Nützlicher Wissenschaften und des Gesellschaftlichen Lebens

Zweyte Sammlung.

Herausgegeben
von
Johann August Schlettwein.

JENA
bey Christian Henrich Cuno, 1759.

Joh. Nicol. Weissers
fortgesetzte Nachricht
dieser freundschaftlichen Bemühungen.

Der Antrag zu der Geschichte unserer freundschaftlichen Verbindung, die der Herr Rawe angefangen, einen Zusatz zu verfertigen, der die Veränderungen und Begebenheiten erzehlet, die ihr seit vorigen Ostern wiederfahren, ist mir gar zu angenehm, als daß ich denselben nicht mit dem innigsten Vergnügen annehmen und erfüllen sollte.

Drey Punkte sind es, die ich für würdig halte, in dieser Geschichte zu berühren. Der erste betrift die gemeinschaftlichen Arbeiten, die wir mit dem Verlangen der Welt vorgelegt haben, uns entweder durch den Beyfall der Weisen in unsern gemeinnützigen Absichten fortzufahren ermuntert, oder durch ihren belehrenden Tadel zu unserer grössern Vollkommenheit unterrichtet zu sehen. Die Jenaische philosophische Bibliothek, die unter der Aufsicht des Herrn Hofrath Darjes, meines ewig zu verehrenden Lehrers und Gönners die ganze philosophische Welt zu beurtheilen, und durch ihre Urtheile zu bessern, die grosse Absicht hat, hat es für ihre Pflicht geachtet, gleich in dem ersten Stück für den Monath Septemper unserm geäusserten Verlangen entgegen zu gehen. Wir sind freylich nicht so glücklich gewesen, ihren Beyfall völlig zu verdienen, doch sind auch die Erinnerungen, durch welche der Herr Adiunkt Münter, ein Mann, der vor wenigen Jahren aus der Zahl der Lernenden in die Zahl der Lehrenden übergegangen, und auf dem Felde der schönen Wissenschaften nicht ohne Glück gearbeitet hat, unsere grössere Vollkommenheit gesucht, keinesweges so beschaffen, daß wir Ursache bekommen hätten, uns unserer Arbeit zu schämen. Ich kann mich hier ohne Furcht auf das Urtheil derer, die urtheilen können und wollen, berufen.

Der Zweyte Punkt betrift ein Stück unserer Vereinigung, das die Welt bereits kennet. Sie weis es, daß wir uns entschlossen haben, alle viertel Jahre eine von dem Hrn. Magister Schlettwein, unter dessen Aufsicht zu arbeiten es ein gar zu reitzendes Vergnügen ist, aufgegebene Preisfrage zu beantworten, sie kennet bereits dieienige, die auf verstrichenen Johannis den Fleiß der vereinigten Freunde aufgefordert hat. Der Herr Sarnighausen, dessen ordentliche und gründliche Arbeit schon einmahl mit dem bekannten Preiß ist gekrönet worden, hat diesesmahl wieder den Lorbeer davon getragen, der denienigen bestimmt war, der die Frage: **ob und wie weit mit dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge und Begebenheiten in der Welt die Freyheit bestehen könne**, am gründlichsten beantworten würde. Die Abhandlung selbst ist dieser zwoten Sammlung mit eingerückt. Die bereits eingelauffene so wohl auswärtige als einheimische Abhandlungen, die sich um den Michaelis Preiß bewerben, in dem sie die Frage untersuchen: **ob und in wie weit sich ein Weiser zur Erreichung seiner Absichten in die Zeit schicken müsse**, haben dem Haupt Punkte noch keine Gnüge gethan. Sie haben die Reguln des Verhaltens eines Weisen nicht bestimmet. Daher bleibt diese Aufgabe bis auf Weihnachten zu beantworten. Der Preiß ist verdoppelt.

Der dritte Punkt betrift den Zuwachs derienigen, die sich entschlossen haben, mit an unsern Sammlungen zu arbeiten, der die Fortdauer derselben aufs Gewisseste prophezeihet. Sie sind nachfolgende patriotisch gesinnte Lieblinge Minervens

40) **B. G. v. Behr** aus dem Pommerschen Adel, d. R. B.

41) **A. C. Honrichs** aus Jevern, d. R. B.

42) **J. P. Lange** aus Oettingen, d. R. B.

43) **G. F. Thaden** aus Jevern, d. G. G. B.

44) **C. A. Hemmi** aus Oldenburg, d. G. G. B.

45) **G. F. Spechels** aus Jevern, d. A. W. B.

46) **J. G. Richter** aus Pommern, d. G. G. B.

Inhalt

Inhalt.

1. Untersuchung, ob der SteuerAnschlag auf die Größe und Güte der Felder, oder auf die Menge der davon gewonnenen Früchte den Vorzug habe? Sarnighaussen.

2. Beantwortung der Frage: Ob es besser sey, das Vieh in Ställen zu füttern, als auf die Weide zu treiben? Lümmen.

3. Gedanken vom Nutzen der Brache in der LandWirthschaft. Wittrock.

4. Beweiß des allgemeinen Zusammenhanges. Garlichs.

5. Ebendesselben kurzer Beweiß, daß die Sünde von einer unendlichen Schuld der Strafe begleitet wird.

6. Untersuchung der Frage: Wie die Gerechtigkeit Gottes beleidiget und wiederum befriediget werden könne? Wittrock.

7. Abhandlung von den schädlichen Wirkungen der Ueppigkeit in einem Staate. Rawe.

8. Nachricht von einer OckerErde, allerley Conchylien, WalkerErde und verschiedenen MärgelArten, die bey Jena gefunden werden. Lümmen.

9. Versuche über die Einflüsse des Mondes auf unsern Erdboden. Weisser.

10. Unterricht von der Art und Weise unfruchtbare Felder und besonders Heyden zu verbessern. Wittrock.

11. Prüfung der Schrift: *Essai d'une demonstration de l'apocatastase.* Brandes.

12. Versuche und Folgerungen von den Wirkungen verschiedener flüßiger Materien, auf die Pflanzen und deren Saamen. Garlichs.

13 Untersuchung, ob und wie mit dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge die Freyheit bestehen könne. Sarnighaussen.

14. Untersuchung der Frage: Warum Gott diejenigen Menschen, von welchen die größeste Hoffnung ist, daß sie der Welt einmal die ersprießlichsten Dienste leisten werden, frühzeitig der Welt entziehet? Greiner.

I. L. A.

I.

L. A. Sarnighausens

Untersuchung,

ob der SteuerAnschlag auf die Größe und Güte der Felder, oder auf die Menge der davon gewonnenen Früchte den Vorzug habe?

Hochzuehrende Herren!

Ich lege Ihrer Beurtheilung die Untersuchung einer Frage vor, die unsere Aufmerksamkeit verdienet. Sie ist aus den CameralWissenschaften, denen sich jetzt auch unter den Gelehrten die grösten Männer widmen, und die einen unmittelbaren Einfluß in die Wohlfahrt des gemeinen Wesens haben. Man ist über die Frage uneinig: ob es besser sey, daß ein Fürst die Steuren, die ihm seine Unterthanen in Ansehung

ihrer Felder geben müssen, von den Aeckern, oder von den Früchten, so darauf wachsen, fordere. Ich habe diese Blätter zu Untersuchung dieser Frage gewidmet. Allein je wichtiger diese Frage ist, und je lebhafter ich meine Schwäche in den nützlichen Wissenschaften kenne, desto größere Ursache habe ich, Sie, meine Herren, zu ersuchen, ihre Aufmerksamkeit dieser Untersuchung zu schenken, damit sie durch ihre Einsichten das ersetzen können, was meine geringen Kräfte mir zu sagen, nicht erlaubet haben.

§. 1.

Es ist bey wirthschaftlichen Vorschlägen beynahe etwas allgemeines, daß Schwierigkeiten bey denselben angetroffen werden, und man thut am besten, wenn man bey Beurtheilung derselbigen darauf siehet, bey welchen von mehrern Vorschlägen die wenigsten Schwierigkeiten, oder doch solche angetroffen werden, die am ersten und am leichtesten gehoben werden können. Mit meiner gegenwärtigen StreitFrage hat es eine gleiche Bewandniß. Man findet bey der einen Auflösung derselbigen Schwierigkeiten, die ein jeder, der die entgegengesetzte Meinung annimmt, vor wichtig genung hält, ihr seinen Beyfall zu versagen. Sollte ich also wohl bey Untersuchung dieser Frage nicht glücklich seyn, wenn ich zuerst die Schwierigkeiten, die sich bey einem jeden Vorschlage hervorthun, bestimme, und hernach zeige, ob sie sich leichter oder schwerer heben lassen.

§. 2.

Wenn ich auf die Schwierigkeiten aufmerksam bin, die der Vorschlag, die Steuern von den Aeckern, und nicht von den Früchten, so darauf erwachsen, zu fordern, mit sich führet: so finde ich, ich mag auf den Fürsten, oder auf den Bürger, oder auf beyde zugleich sehen, keine andere Unbequemlichkeit als diese: einmal, daß man die Felder erst genau ausmessen muß; zum andern, daß die Güte der Felder mancherley Zufällen unterworfen, und daher nicht gehörig zu bestimmen sey;

und **drittens**, daß der Bürger dadurch in Gefahr gesetzt wird, dem Fürsten mehr Steuern von seinen Aeckern zu geben, als dieselben eintragen, oder doch mehr, als er ohne seinen Schaden entrichten kann. Dieses kann auf verschiedene Weise angehen; die Aecker können theils ihrer innern Beschaffenheit wegen unfruchtbar seyn, so, daß die Steuern, die der Bürger dem Fürsten davon entrichten muß, keine regelmäßige Verhältnisse mit dem haben, was er davon einerndtet, oder der Acker kann zwar an sich ergiebig seyn, aber gewisse UnglücksFälle, als Ueberschwemmungen, Hagel und Ungezieser verursachen, daß der Bürger ohne seinen Schaden die auf den Acker gesetzten Steuren nicht entrichten kann. Dieses sind die Schwierigkeiten, die ich bey dem Vorschlage, die Steuern von den Aeckern zu fordern, antreffe, und die auch nur die Vertheidiger der andern Meinung angeben.

§. 3.

Es haben aber diese Schwierigkeiten nicht viel zu bedeuten. Die Ausmessung der Felder muß geschehen, wenn auch nicht der SteuerAnschlag auf ihre Größe gemacht wird. Die Streitigkeiten der LandWirthe über die Grenzen ihrer Felder erfordert diese Anstalt. Sie darf auch nur ein einzigesmal mit erforderlicher Genauigkeit verrichtet werden, so hat man alles nöthige zu der Absicht gethan, um die Steuern auf die Größe der Felder zu legen. Die Güte der Felder soll mancherley Zufällen ausgesetzt seyn. Dies scheinet dem zu widersprechen, daß sich die Güte eines Bodens auf die Beschaffenheit seiner Erde und auf seine Lage gründet. Das übrige beruhet mehr auf dem Fleiße und der Klugheit des Wirthes, als auf den Zufällen. Will man die Güte der Felder in den SteuerAnschlag bringen, so siehet man nur auf die natürliche Vollkommenheit ganzer Gegenden, in welchen die einzeln Aecker nicht so ganz merklich unterschieden sind. So weit von den beiden ersten Schwierigkeiten. Die

dritte hat auch nicht viel auf sich. Ein unfruchtbares Feld läst sich durch Fleiß und Arbeit nutzbarer machen, und wenn in einem Jahre der Acker wegen schlechter Witterung weniger giebt, so füllet er in andern guten Jahren, wo doch auch nicht mehr Steuren zu entrichten sind, die Scheuren und Böden häufiger. Wenn Hagel-Schäden und große Ueberschwemmungen Schaden thun, so erhalten die Unterthanen von der Gnade ihres Regenten Nachlaß. Es wird aber am besten geholfen seyn, wenn Assecuranz-Societäten unter den Landleuten in Ansehung dieser zu befürchtenden Schäden aufgerichtet werden, die mit den bisher üblichen Feuer-Assecuranz-Gesellschaften einerley Einrichtung haben.

§. 4.

Ich wende mich nun zur Bestimmung der Schwierigkeiten, die der zweyte Vorschlag, nemlich die Steuern von den Früchten, die auf den Aeckern wachsen, zu fodern, mit sich führet. Wenn ich diesen nur mit einer geringen Aufmerksamkeit ansehe, so finde ich viele Schwierigkeiten, deren jede, die bey dem ersten Vorschlage angegebene Unbequemlichkeiten übertrift; Schwierigkeiten, die wider die ersten Grund-Sätze der Cameral-Wissenschaft laufen. Es ist eines der ersten Gesetze bey Einfoderung der Steuren und Abgaben, daß sie einen sichern und festen Grund haben. Der Nutzen dieses Gesetzes lässet sich leichte bestimmen. Die Unterthanen erlegen dem Fürsten deswegen die Steuern und Abgaben, damit er dadurch in den Stand gesetzt werde, seinen Aufwand zu bestreiten, und die Bedienten, die er zum Nutzen seiner Unterthanen erhalten muß, davon zu ernähren. Der Aufwand des Fürsten, und die Anzahl der Bedienten, die er hält, müssen nach der Einnahme, wenn anders die Wirthschaft des Fürsten ordentlich seyn soll, eingerichtet werden. Wenn nun der Fürst selbst nicht weiß, wie viel er von seinen Unterthanen wird zu heben haben, ist

er denn wohl im Stande, die Ausgabe der Einnahme gemäß einzurichten. Ist er wohl im Stande, zur Ausführung seiner vollkommenen Absichten sichere Anstalten voraus zu nehmen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Wirthschaft eines Fürsten mit der Haushaltung eines Bürgers im Staate vergleiche, und den Unterschied nur in der Größe der Einnahme und Ausgabe setze. Wie wird es mit der Haushaltung eines Bürgers aussehen, wenn er nicht weiß, wie viel er des Jahrs einzunehmen hat, oder wie viel er durch seinen Fleiß erwerben kann: wird er vermögend seyn, die Ausgabe der Einnahme gemäß einzurichten? Er wird manchmal Gefahr laufen, die Rechnung ohne den Wirth zu machen, wenn er sich seine Einnahme größer vorstellet, als sie nach Ausgang des Jahres wirklich ist; oder doch viele nützliche und sein Interesse befördernde Unternehmungen unterlassen, die er gewiß würde bewerkstelliget haben, wenn er sich seine Einnahme so groß vorgestellet hätte. Eben eine solche Beschaffenheit hat es mit der Wirthschaft eines Fürsten. Er kann dieselbe nicht ordentlich führen, wenn er nicht weiß, wie viel er von seinen Unterthanen an Steuren wird zu fordern haben. Sollte dieses aber wohl mit dem Vorschlage die Steuren von den Früchten zu heben, bestehen können. Gewiß nicht. Es kann seyn, der Anfang des Frühjahres lässet die Unterthanen eine reiche Erndte, und dem Fürsten folglich reichliche Steuren hoffen. Diese Hofnung kann erfüllet werden. Allein viele UnglücksFälle, die man nicht vorher gesehen, können auch machen, daß die Erndte an den mehresten Orten schlecht ausfällt. Können alsdenn wohl die Ausgaben so eingerichtet werden, wie es die Absicht einer guten Regierung erfordert, und die Größe der Einnahme zulässet. Der Fürst wird entweder zu viel, oder zu wenig Aufwand machen, und in beyden Fällen kann er die Absicht einer vollkommenen StaatsWirthschaft nicht erreichen.

§. 5.

Die zweite Schwierigkeit bey dem Vorschlage, die Steuern von den Früchten zu fodern, ereignet sich bey Einforderung derselben. Wie will der Fürst erfahren, wie viel ein jeder seiner Unterthanen von seinen Landen eingeerndtet hat. Hier sind nur zwey Fälle, entweder er überlässet es dem eigenen Gewissen eines jeden seiner Unterthanen, die gesetzten Steuren nach der Vielheit seiner eingeerndeten Früchte zu entrichten, oder er setzet gewisse Auffseher, die da untersuchen, wie viel ein jeder Unterthan einerndtet, und lässet nachher nach der Menge der eingeerndeten Früchte die Steuern einfordern. Beides widerstreitet den ersten GrundSätzen der Cameral-Wissenschaft. Man nehme das erste an, der Fürst überlässet es dem eigenen Gewissen seiner Unterthanen anzugeben, wie viel Früchte sie eingeerndtet haben. Wie viel Unterschleife und Betrügereyen werden alsdenn nicht vorgehen. Man müste die Welt nicht kennen, und nicht wissen, wie viel eigennützige Leute es in derselben giebt, wenn man hieran zweifeln wollte. Wird also wohl der Fürst, wenn er es dem eigenen Gewissen seiner Unterthanen überlässet, Hofnung haben, dasjenige von seinen Bürgern zu erlangen, was er zu seinem Aufwand gebraucht und ohne ihren Schaden von ihnen fodern kann. Doch vielleicht hebt der andere Fall, daß nemlich der Fürst gewisse Bedienten setzet, die auf die Vielheit der eingeerndeten Früchte aufmerksam seyn müssen, diese Schwierigkeit. Ich will einmal zugeben, diese Bedienten liessen sich den Vortheil ihres Fürsten so angelegen seyn, daß ihre genaue Aufmerksamkeit allen Betrug der Unterthanen, der hierbey vorgehen kann, verhinderte, wird denn nicht selbst dieses, daß der Fürst gewisse Bediente erhalten muß, wenn er diesem Vorschlage folget, die er nicht nöthig hätte, zu halten, wenn er den andern Vorschlag annehme, eines der ersten GrundGesetze der Cameral-Wissenschaft, über den Haufen stoßen. Es ist eine Haupt-

Regel in derselben, die Anzahl der Bedienten so viel einzuschränken, als es nur möglich. Der Nutzen dieses Gesetzes lässet sich auch leicht beweisen. Die Unterthanen müssen dem Fürsten alles zu Erhaltung der Bedienten hergeben, je grösser nun die Anzahl derselben ist, desto mehr wird auch der Fürst von seinen Unterthanen zu fodern genöthiget. Wird der Fürst nicht hierdurch seinen Unterthanen beschwerlich, und könnte er nicht das Geld, welches er vor unnöthige Bediente ausgiebt, viel besser zum Nutzen des gemeinen Wesens anwenden. Man wende mir hier nicht ein, daß dadurch viele Menschen, denen es sonst an Unterhalte fehlen würde, ernehret würden, ich werde sonst mit eben so gutem Grunde behaupten können, daß es nützlich sey, wenn der Fürst an einem jeden Orte einen Bedienten unterhielte, dessen Verrichtung darinne bestünde, alle Tage um denselben dreymal herumzulaufen. Ein Regent, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lieget, findet immer Gelegenheit, diejenigen, die einen Unterhalt bedürfen, auf eine solche Art zu ernehren, daß dadurch zugleich im Ganzen ein bestimmter Nutzen erreichet wird.

§. 6.

Doch sollte der Fürst auch wohl hierdurch, daß er gewisse Aufseher setzet, alle Unterschleife bey Einforderung der Steuren von den Früchten vermeiden können? Soll der Fürst seine Absicht gewiß erreichen, so muß er einsehen, die Bediente, welche er hiezu setzet, wollen und können allen Unterschleifen vorbeugen. Will er von dem ersten gewiß überzeugt seyn, so muß er nicht nur einsehen, daß die, welche er zur Aufsicht setzet, so uneigennützig seyn werden, daß der helle Schimmer des Goldes niemalen ihre Augen dergestalt verblenden werde, daß sie die Vielheit der eingeerndteten Früchte der Unterthanen nicht recht betrachten können, sondern er muß ihnen auch einen so reichlichen Unterhalt verschaffen, daß

die Armuth nicht etwa Gelegenheit giebt, ihre Pflichten aus den Augen zu setzen. Daß der Fürst sich nicht mit Gewißheit von dem ersten überzeugen könne, ist vor sich klar. Die tägliche Erfahrung lehret, daß man öfters einen vor den ehrlichsten Menschen hält, von dessen Eigennützigkeit doch hernach seine Handlungen zur Gnüge zeugen. Und will der Fürst durch einen reichlichen Unterhalt denenjenigen, die sonst uneigennützig sind, die Gelegenheit, Geschenke zu nehmen, entziehen, so fällt es gewiß seinen Unterthanen beschwerlich, da eine große Anzahl Bediente zu dieser Absicht erfordert wird, wie wir in folgenden sehen werden, oder wendet doch wenigstens eine große Summe dazu an, wo weder der Nutzen des Staates, noch die wahren Vortheile des Fürsten erhalten werden können. Doch ich glaube auch nicht einmal, daß die Aufseher, wenn ihre Anzahl zu des Fürsten Schaden nicht allzugroß seyn sollte, nicht alle Betrügereyen der Unterthanen verhindern kann. Die Aufseher sollen der Absicht nach untersuchen, wie viel Früchte die Unterthanen einerndten, sie müssen also zugegen seyn, wenn die Bürger ihr Getraide einsammlen. Gesetzt nun, der Fürste unterhielte in einem jeden Dorfe nur einen Aufseher, sollte dieser wohl im Stande seyn, allen Betrug der Bauren zu vermeiden? So viel wird ein jeder zugeben, daß es nicht möglich sey, den Unterthanen zu gebieten, welchen Tag sie ihr Getraide schneiden, binden und einführen sollen; denn dieses muß nicht allein nach der Reiffe des Getraides, sondern auch nach andern landwirthschaftlichen Beschäftigungen, die der LandMann eben diesen Tag zu verrichten hat, abgemessen werden. Es kann also kommen, daß vier oder noch mehrere Bauren ihr Getraide an einem Tage zu schneiden Ursache haben, und daß der eine seine Felder an dieser, der andere an der andern Seite des Dorfes liegen hat. Wenn nun der Aufseher an der einen Seite Achtung giebet, wie viel der Bauer einerndtet,

kann

kann er denn wohl die Betrügereyen, die der andere auf der entgegengesetzten Seite vornehmen kann, verhindern. Doch noch mehr, da ein Fürst die Steuren sich nicht in Garben entrichten lässet, und dieses auch nach den Regeln der Weisheit nicht thun kann, so ist nicht genug, daß die Aufseher zugegen sind, wenn die Früchte eingesammlet werden, sie müssen auch dabey seyn, wenn die Unterthanen ihr Getraide ausdreschen. Nun überlege man aber, wie viele Bediente der Fürste unterhalten müste, wenn er vor allen Unterschleifen seiner Bürger sich in Sicherheit setzen wollte. Man nehme nur ein kleines Dorf, worinnen 12 Bauern befindlich seyn sollen. Ich glaube nicht, daß vier Bediente hinreichend sind, alle Betrügereyen zu verhüten. Ich setze zum voraus, daß denen Unterthanen nicht kann befohlen werden, welchen Tag sie ihr Getraide dreschen sollen, denn dieses müssen sie nach ihrer Bequemlichkeit einrichten können, wenn anders nicht die Ordnung in der Haushaltung, und folglich das Wesentliche einer guten Wirthschaft aufgehoben werden soll. Ein jeder Aufseher hat also auf 3 Bauern zu sehen. Wenn diese nun also auf einen Tag zugleich dreschen, wie wird er vermögend seyn, da er von einem zum andern gehen muß, zu verhindern, daß, wenn er bey dem einen ist, die andern von dem ausgedroschenen Getraide etwas verbergen. Der Fürst kann also auch nicht einmal, wenn er auch gleich eine große Menge von Bedienten unterhalten will, mit Gewißheit allen Betrug der Unterthanen, bey Entrichtung der Steuren vermeiden.

§. 7.

Es findet sich aber noch eine Schwierigkeit bey erwähntem Vorschlage, welche gewiß eben so wichtig, wie die vorigen, ist. Der Fürst nimmt entweder die Steuern von seinen Unterthanen an Getraide oder an Gelde. Nehmen wir das erste an, so bleiben nicht nur die vorhin erwähnten Schwierigkeiten, sondern es kommen noch viele

 und

und wichtige hinzu. Er muß nicht nur viele und große Gebäude aufführen lassen, worinnen diese Früchte aufbewahret werden, sondern auch, wenn diese KornBöden in Städten sind, neue Bediente unterhalten, welche das Getraide in Empfang nehmen, und die Aufsicht über diese KornBöden haben. Da der Fürst dieses alles bey dem ersten Vorschlage nicht nöthig hatte, und das Geld, so er hierauf verwendet, auf eine andere Art zum Nutzen des gemeinen Wesens gebrauchen konnte; so bleibet solches bey diesem Vorschlage eine wichtige Schwierigkeit.

§. 8.

Der Fürst wird aber auch seinen Unterthanen sehr beschwerlich fallen müssen, wenn er die Steuern von ihnen an Getraide nimmt. Er wird nicht nur von ihnen fordern müssen, daß sie das ausgedroschene Getraide in seinen KornBoden liefern, und da der LandMann fast den ganzen Winter drischet, und der Fürst doch nur von dem bereits ausgedroschenen Getraide die Steuern fordern kann (§. 6.), so wird er durch diesen Dienst ihnen sehr ofte beschwerlich fallen; sondern er wird auch genöthiget seyn, von ihnen zu fordern, daß sie das Getraide auf seinen Böden durch öfteres Umstechen in einem guten Zustande erhalten, ja endlich, wenn er es zu verkaufen in entlegenen Oertern vor gut befindet, an den Ort zu bringen, wo er es abzusetzen willens ist. Man bedenke, wie beschwerlich dieses dem ohnehin gedruckten LandManne werden muß.

§. 9.

Der Fürst wird also die Steuern, die er nach der Menge der bereits ausgedroschenen Früchte nimmt, an Gelde fodern müssen. Ich brauche hier nicht zu erinnern, daß die oben angeführten Schwierigkeiten beständig bleiben. Ich will nur den Nachtheil, der hieraus dem Staate besonders zuwächset, bestimmen. Da der

Fürste

Fürst gewisse Ausgaben hat, die zu einer bestimmten Zeit müssen abgetragen werden, wenn die Wirthschaft im Staate ordentlich seyn soll; so wird er genöthiget seyn, entweder seinen Unterthanen zu gebieten, wenn sie ihr Getraide verkaufen sollen; oder nach einem vestgesetzten Preiße des Getraides die Steuern von dem Verkaufe derselbigen abzufordern. Wird aber nicht durch das erste die Freyheit der menschlichen Handlungen und der Handel und Wandel im Staate aufgehoben, und durch das andere nicht eben das gesetzt, was bey dem SteuerAnschlage auf die Aecker mit leichterer Mühe erhalten werden können.

§. 10.

Ich könnte nun zwar noch andere Schwierigkeiten anführen, die sich bey diesem SteuerAnschlage auf die Früchte der Felder finden; allein ich glaube, daß die, so ich angeführt habe, hinreichend seyn werden, dies zu zeigen, wie unvollkommen derselbige sey, und wie wenig man Ursach habe, ihn dem gewöhnlichen SteuerAnschlage auf die Aecker selbst vorzuziehen.

II.

W. Lümmens

Beantwortung der Frage:

Ob es besser sey, das Vieh in Ställen zu füttern, als auf die Weide zu treiben?

Die Gewohnheit, das Vieh Tag und Nacht auf dem Felde zu weiden, giebt zu der HornviehSeuche Anlaß. Es ist dieses Verderben eine Folge von den schlimmen Anfällen der Witterung, und von der ungesunden Nahrung, welche die Thiere daselbst zu sich nehmen.

men. Diese Sätze habe ich meinem Ermessen nach in der vorigen Abhandlung, in welcher ich einen Versuch gemacht habe, die Ursachen der RindviehSeuche zu entdecken, zur Gnüge erwiesen. Ist dies nun gewiß, so ist auch das Rindvieh vor diesem Verderben am sichersten, wenn es an solchen Oertern aufbehalten wird, wo die Unbequemlichkeiten, welchen es auf der Weide ausgesetzt ist, und die den Grund ihrer Krankheiten in sich fassen, theils von selbst wegfallen müssen, theils aber auch leicht gehoben werden können. Ich behaupte daher, daß man am besten zu Werke gehet, wenn man das Vieh in den Ställen füttert. Ich sahe den Einwurf wider diesen Vorschlag. Ich berührte ihn, und versprach einen Weg zu zeigen, durch welchen man auch alsdenn, wenn gleich das Vieh auf der Weide ist, die Seuche verhüten könnte. Ohne Zweifel würde ich mich meines Versprechens zu entledigen trachten, wenn ich es nicht für nützlich hielte, vorher meine Gedanken von der Stallfütterung weitläuftiger zu eröffnen. Nichts ist gewisser, als daß dieselbe von vielen verworfen wird, ohne sich vorher einen deutlichen Begrif von derselben gemacht zu haben. Mit den Gedanken von denen damit verbundenen scheinbaren Unbequemlichkeiten, verschwindet auch zugleich bey ihnen der Vorsatz, eine Aenderung in dem einmal gemachten Plane ihrer wirthschaftlichen Beschäftigungen zu machen. Man kann aber auch leicht zeigen, daß jene Unbequemlichkeiten von keiner Erheblichkeit sind, die Vortheile aber, welche mit der Stallfütterung verbunden sind, von einem LandWirthe in Betrachtnng gezogen zu werden, verdienen.

Ich will zu dem Ende alle Einwürfe, die man mir meinem Ermessen nach machen kann, vortragen, und dieselben zu heben trachten, und sodann die Vortheile berühren, welche man sich zu versprechen hat, wenn das Vieh in den Ställen seine Nahrung bekommt.

Es lassen sich überhaupt nur drey Quellen gedenken, aus welchen man Gründe herleiten kann, die Stallfütterung

terung zu tadeln. Man verwirft sie entweder darum, weil man mehr Gesinde halten, und also Kosten aufwenden müste, oder, weil sonst einige Felder nicht genug genutzt würden, oder, weil man endlich befürchtet, es sey diese Anstalt dem Viehe schädlich. Wir wollen uns mit jedweden Punkte besonders beschäftigen.

Wenn die Fütterung des Viehes auf die bestimmte Art angestellet werden soll; so muß allerdings Gesinde vorhanden seyn, welches die Abmähung und Einerndung des Futters besorget. Es werden Leute erfordert, welche dem Viehe das Fressen und Sauffen darreichen, und den Unflath aus den Ställen schaffen. Jedwede dieser Personen fodert zur Vergeltung dieser Arbeit Kost und Lohn. Alle Punkte sind gewis. Wenn das Vieh auf der Weide geht, so kann man diese Leute entbehren, und folglich den Aufwand ersparen, den der Lohn derselben verursacht. Wir wollen aber die Sache genauer überlegen, und sehen, wie jene Beschäftigungen am bequemsten können ausgeführet werden.

Diejenigen Felder, von welchen das Gras zur Fütterung abgehauen wird, müssen dem Orte unsers Aufenthalts so nahe seyn, als nur immer möglich ist. Denn je kleiner die Zeit ist, in welcher das abgemähte Gras an einen bestimmten Ort geführet werden kann, desto geringer sind die hierzu nöthigen Ausgaben. Es müssen also die Felder, welche an unsere Häuser grenzen, dazu erwehlet werden, woferne dies Stück Landes nicht so beschaffen ist, daß das Gras daselbst entweder in weniger Menge, als an andern Orten, angetroffen wird, oder der Nutzen, welchen wir uns aus der Besäung dieser Felder zu versprechen haben, die Kosten der weiteren Fuhre übersteiget. Es sey auch, daß diese Umstände es verursachen, daß man entlegnere Felder zur Einsammlung des Grases bestimmen müsse, so kann doch eine Person täglich so viel Gras umhauen, und herbeyführen, als man für 15 bis 20 Stück Rindvieh bedarf. Man erwähle nur hierzu keinen

Tage-

Tagelöhner, woferne es nicht nach dem gemachten Plane der Wirthschaft nothwendig ist. Denn man muß immer mehr auf die Unterhaltung eines Tagelöhners, als eines ordentlichen Dienstbothen verwenden. Das Gesinde, welches die Fütterung des Viehes und Reinigung des Stalles veranstalten muß, darf nun eben nicht zahlreich seyn. Funfzehn bis zwanzig Stück Vieh können von einer Magd gewartet werden. Eine Person muß in hiesigen Gegenden nicht nur diese, sondern auch noch andere damit verbunbene Arbeiten verrichten. Sie muß nemlich so viel Gras einsammlen und abwaschen, als zum täglichen Unterhalte vor 10 bis 12 Stück Rindvieh erfodert wird. Man kann also die Anzahl des Viehes, welches von einer Person gewartet werden soll, nm ein merkliches erhöhen, wenn andere Leute auf die oben beschriebene Art erwehlet werden, welche das Futter einsammlen.

Läst man sich nun diesen Vorschlag gefallen, so können auch die Kosten, welche man, um das Vihe auf die bestimmte Art zu unterhalten, verwenden muß, nicht hoch steigen. Es ist gnug, wenn man für jene Person, welche das Futter herbeyschaft, vierteljährig an Kost und Lohn 12 Rthlr. und für die Magd 8 Rthlr. rechnet. Der ganze Aufwand also für 20 Stück Vieh beträgt in dem Sommer-Halbenjahre 40 Rthlr. und für jedes Stück 2 Rthlr. Ich weiß es zwar aus der Erfahrung, daß man in einigen Landen gewohnt ist, den Knechten und Mägden mehrern Lohn zu reichen, ob gleich die Dinge, welche sie sich selbst zu ihrer Nothdurft anschaffen müssen, daselbst in keinem höhern Preiße sind, als in denjenigen Gegenden, wo sie nur den von mir bestimmten Lohn empfahen. Allein man braucht auch nur eine geringe Aufmerksamkeit anzuwenden, um die üblen Folgen dieser Gewohnheit zu entdecken. Wenn diese Leute einen geringern Lohn für ihre Arbeiten erhielten: so würden manche dem Spielen und Trunk weniger ergeben seyn; sie würden die Geschäfte ihres Herrn besser ausrichten, der Herr selbst würde besser

im

im Stande seyn, denselben den Lohn zu entrichten, und dürfte nicht gehalten seyn, seinem Knechte diejenige Hochachtung zu bezeigen, die ein Schuldner gegen seinen Gläubiger hegen muß. Alle diese Dinge sind Quellen einer verwirrten Haushaltung. Es sind Mißbräuche, welche billig durch eine weise Verordnung gehoben werden müsten.

Sollten wir aber nicht wohl ein jedes Stück Rindvieh, welches im Sommer in den Ställen aufbehalten wird, um 2 Rthlr. wieder höher nützen können, als wenn es in die Weide getrieben wird? Es ist gewiß, daß die Kosten, welche bey der Stallfütterung aufgewendet worden, reichlich wieder ersetzt werden. Die Magd kann außer der Zeit der Fütterung solche Beschäftigungen unternehmen, die zum Vortheil ihres Herrn gereichen. Sollte sie nicht durch Stricken und Spinnen, durch Geaben und Gäten in den Gärten und andere Beschäftigungen so viel erwerben können, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist? Es müste schlecht seyn, wenn der Herr nicht einen Nutzen von 16 Rthlrn. durch alle diese Arbeiten bekommen sollte. Es hat demnach der LandWirth für ein jedes Stück Rindvieh bey der Stallfütterung einen Aufwand von 1 Rthlr. 4 Gr. und 9 Pf. zu machen. Wie geringe ist nicht dieser Aufwand, wenn man nur bedencket, daß hierdurch eine nicht geringe Ursache der Vieh-Seuche gehoben werde, welche in kurzer Zeit einen weit größern Schaden, als eine vieljährige Stallfütterung verursachet. Doch es soll im folgenden deutlich gezeiget werden, wie ein jedes Stück Vieh, wenn es in den Ställen gefüttert wird, uns einen größern Gewinn verschaffe, als der Verlust von 1 Rthlr. 4 Gr. 9 Pf., welchen wir auf diese Weise leiden müssen. Dies sey genug von dem ersten Einwurfe. Ich komme zum zweyten.

Wie steht es, sagt man, mit den Gegenden, wo kein Wiesenwachs vorhanden ist, wo die Felder nur Heide mit untermengten Grase hervorbringen? Hier ist es

entwe-

entweder schwer, oder gar unmöglich, eine hinlängliche Menge Gras für das Vieh abzuschneiden. Das Vieh selbst kann hingegen seine Nahrung daselbst suchen. Ich antworte: es ist wahr, das vorgetragene Mittel kann an solchen Oertern nicht angewendet werden, woferne man nicht erst auf die Verbesserung eines solchen Bodens bedacht ist. Die Heide muß durch das Umpflügen ausgerottet werden. Das umgepflügte Feld muß man mit solchen Saamen besäen, dessen Frucht nicht allein ein nahrhaftes Futter für das Vieh ist, sondern sich auch oft abschneiden läst, und das Erdreich gleich einem Dünger auf eine lange Zeit fruchtbar macht. Alle diese Eigenschaften treffen wir bey dem Esperset und dem Schneckenklee oder der Lucerne an. Wenn man diese mit Wicken-FutterSaamen vermischet, so geben sie ein ungemein nahrhaftes Futter. Kein Boden ist so schlecht, in welchen sie nicht Wurzel schlagen nnd in die Höhe schießen. Kein Feld ist so unfruchtbar, welches nicht auf einige Zeit zur Hervorbringung des Grases von denselben tüchtig gemacht wird. Die Erfahrung muß einen jeden von den Tugenden dieser Kräuter überzeugen. Dies ist genug, dem zweyten Einwurfe seine Stärke zu benehmen.

Der dritte Grund, warum man diesen Vorschlag mißbilliget, ist aus den Unbequemlichkeiten hergenommen, welche selbst das Vieh betreffen, wenn es in den Ställen gefüttert wird. Man kann einwenden, daß die Glieder der Thiere aus Mangel der gehörigen Bewegung starr und steif würden. Doch dieser Einwurf muß gleich bey seiner ersten Geburt verschwinden, wenn man erwägt, wie leicht es sey, diesem Uebel vorzubeugen. Wenn diese Thiere wöchentlich ein paarmal von der ViehMagd auf einem geraumen Platze herumgetrieben werden, so wird diese Bewegung hinreichend seyn, alle Steifigkeit der Glieder zu verhüten.

Wollte man endlich noch diesen Einwurf machen, daß die Ausdünstungen von dem natürlichen Unflathe des

Viehes

Viehes, welche in heißen SommerTagen nicht geringe sind, wegen ihrer ätzenden Schärfe leicht eine Entzündung in den Säften des Rindviehes verursachen könnten, so glaube ich, daß diese Einwendung mit der vorigen gleiche Stärke besitze. Einmal können die Scheunen und Ställe so gebauet werden, daß man der Luft, wenn es uns nur gefällt, einen freyen Zugang verschaffen könne, und zweitens kann man die Gruben, in welche das Vieh seinen Unflath fallen läßt, so abhängig anlegen, daß die Feuchtigkeiten keine bleibende Stäte darinn finden, sondern an den Ort fließen, wo die Mistgruben befindlich sind.

Dies sind nun die vornehmsten Unbequemlichkeiten, welche mit der Stallfütterung verbunden sind. Sie sind so groß nicht, daß man sich dadurch sollte abschrecken lassen, dieselbe zu billigen. Ich schmeichele mir so gar, daß man diesem Vorschlage Beyfall geben werde, wenn ich die großen Vortheile, welche ungezweifelt aus derselben fließen, kürzlich werde erzählet haben.

So wie dadurch, daß man das Vieh nicht auf die Weide treibt, einige Unkosten gemacht werden, welche man ersparen kann, wenn es selbst seine Nahrung auf dem Felde sucht, so fallen auch im Gegentheil gewisse Umstände bey der Stallfütterung weg, welche einem LandWirthe sonst einen ziemlichen Aufwand verursachen. Ist das Vieh auf der Weide, so muß man demselben doch gewisse Hindernisse entgegen setzen, damit es sich nicht zu weit entfernen, oder gar davon laufen könne. Diese bestehen gemeiniglich darinn, daß man demselben einen Hüter setzt, oder das Stück Feld mit einem Graben, oder Walle, oder mit einem Zaun umgiebt. Der Hüter fodert sein TageLohn, und die Gräben, Wälle und Zäune müssen, wenn sie schadhaft geworden sind, ausgebessert werden. Diese Unkosten belaufen sich in einigen Fällen hoch, sie werden aber ersparet, wenn das Vieh im Stalle aufbehalten wird.

Wir können aber auch von dem Viehe selbst einen größern Nutzen ziehen, wenn es in dem Stalle gefüttert wird, und wir sind im Stande, diese Felder besser zu unserm Vortheile zu gebrauchen.

Man mag das milchtragende oder zur Mastung bestimmte Vieh betrachten, so muß man bey beyden gewisse Regeln der Fütterung beobachten, wenn diese so dick und fett werden sollen, als durch ein gewisses Futter geschehen kann, jene aber so viele und so fette Milch bringen sollen, als nur möglich ist. Ueberhaupt muß man die Fütterung so anstellen, daß man mit der Darreichung des Fressens und Saufens beständig abwechsele, und ihnen das Futter nicht auf einmal vorschütte, damit das Verdauen und Wiederkäuen desto besser von statten gehen könne. Das Futter, welches für das Mastvieh bestimmet ist, muß nach und nach, so wohl in Ansehung der Vielheit als Güte vermehret und verbessert werden. Das milchtragende Rindvieh muß fettes und öligtes Futter bekommen, und zu vielem Saufen angehalten werden.

Kann aber wohl diese Art der Fütterung angestellet werden, wenn das Rindvieh seine Nahrung selbst einsammlet? Und wie will man diejenige Theile einiger GartenGewächse, welche in der Haushaltung undienlich sind, und doch die Milch stark vermehren, so bequem vor das Vieh schütten, als wenn sein Aufenthalt nicht weit von dem unsrigen entfernet ist?

Es ist auch nicht möglich, daß ungesundes Futter so gute Nahrung gebe, als gesunde und gereinigte Speisen. Jenes verursacht im Augenblick eine unregelmäßige Bewegung ihrer Maschine, oder eine Krankheit. Der Appetit zum Fressen wird bey ihnen vermindert. Sie nehmen nicht so viele Nahrung zu sich, als sonst würde geschehen seyn. Das Mastvieh wird folglich in seinem Wachsthume verhindert, und die milchtragende Kühe erzeigen sich weder durch die Menge noch durch die Güte der Milch dem LandManne so nutzbar, als wenn dasselbe

mit gesunden und gereinigten Speisen ernähret wird. Dies Uebel ist auf den Wiesen unvermeidlich. So wohl die Witterung, als die Speisen sind ihrer Gesundheit nachtheilig. Die Erfahrung stimmt hiermit auf das genaueste überein. Manches Stück Vieh geht den Sommer über auf einer Weide, wo der Klee einen halben Fuß hoch stehet, und dennoch sieht man im Herbst, daß es wenig an Fleisch und Fett zugenommen habe. Die Unwissenden beklagen sich alsdenn über den schlechten Wachsthum dieses oder jenes Stück Viehes. Sie sind begierig, den Grund dieses Uebels zu erfahren, welcher ihnen doch immer verborgen bleibt, weil sie nichts weniger vermuthen, als daß die Witterung, oder selbst die mit Ungezieser und Unreinigkeit vermischte Speisen die Säfte des Viehes verderben, und mithin seinen Appetit vermindert haben. Es ist aber leicht, dem Viehe, wenn es in den Ställen aufbehalten wird, ein gesundes Futter zu verschaffen.

Der anklebende Staub und alle Unreinigkeiten können nebst dem Ungezieser, durch das Klopfen, Ausstreuen und Abwaschen leicht fortgeschaffet werden. Man darf deswegen nicht mehr Gesinde haben, als wir oben angegeben haben. Denn die Magd, welche zur Wartung von 15 bis 20 Stück Vieh bestimmt wird, kann auch diese Arbeit unternehmen. Man kann aber auch andere Personen zu diesem Geschäfte wählen, wenn man vielleicht die Magd unterdessen zu andern Absichten bequem brauchen kann. Es werden in einem jeden Dorfe Kinder beyderley Geschlechts erzeuget, welche von Gütern entblößt und ihrer Eltern beraubt sind, oder auch von denselben keinen Unterhalt empfangen können. Und so lange ein gewisses Alter ihnen keine gehörige Kräfte mittheilet, die gewöhnliche FeldArbeit zu verrichten, sind sie nur den Einwohnern zur Last. Sollten diese nicht vermögend seyn, das eingesammlete Futter zu reinigen? Hierzu werden keine großen Kräfte des Leibes erfodert, und die Speisen, welche bey dem Tische des Gesindes übrig geblieben, sind

hinreichend, ihre Mühe zu belohnen. Ein bequemes Mittel, die Armuth des Dorfs zu ernähren.

Die SonnenHitze verursacht eine heftige Ausdünstung bey dem Viehe auf der Weide, diese ist dem Wachsthum desselben schädlich, und wir müssen auch eine Abnahme an der Milch bey dem milchtragenden Vieh spüren, wenn diese Ausdünstungen gar zu stark sind. In kühlen und lüftigen Ställen ist das Rindvieh vor diesem Ungemach sicher.

Es wird auch der LandWirth weit mehr und schöner Vieh aufziehen können, wenn er sein Rindvieh in den Ställen füttert. Denn die Erfahrung, welche fast allgemein ist, bezeuget, daß keine Kälber weniger zur Zucht dienen, und von schwächerer Beschaffenheit sind, als welche zu der Zeit an das Licht kommen, da das Vieh auf dem Felde ist. Wovon sollte dies herrühren? Vielleicht von der JahresZeit, vielleicht davon, daß die Mutter dieser Thiere im Sommer bessere Nahrung bekommt, und also ihrer Frucht eine bessere Milch giebt als im Winter? Das Gegentheil hiervon darf nicht bewiesen werden. Wir schließen sicherer, wenn wir den Grund hiervon in dem suchen, daß das Rindvieh im Sommer so vieles Ungemach ausstehen muß, und dadurch kraftlos gemacht wird, Dinge von seiner Art zu erzeugen, welche eine starke und gesunde Natur haben. Auch diejenigen Kälber, welche im Winter von solchen Müttern erzeuget werden, die im vorigen Sommer unter freyem Himmel geweidet worden sind, können unmöglich so stark und dauerhaft seyn, als wenn ihre Mütter zur SommersZeit ungeschwächt geblieben sind. Diejenigen Länder, welche ihre mehreste und gröste Nahrung von der Viehzucht haben, müssen sich billig angelegen seyn lassen, so viel Rindvieh zu erziehen, als zur nothwendigen Fortpflanzung dienlich ist. Die Einwohner solcher Gegenden müssen also billig dasjenige vermeiden, welches die Natur der jungen Kälber schwächt und zur Zucht undienlich macht. Und dennoch

herrscht die Gewohnheit, das Vieh auf die Weide zu treiben, welche ihrer Absicht so sehr zuwider ist, an solchen Oertern am meisten.

Wo bleibt auch der Dünger des Rindviehes im Sommer? Er wird hie und da auf der Weide verschüttet. Die Sonne und die warme Luft ziehen die besten flüchtigen Theile aus demselben an sich. Es kann also auch der Ort, wo er von dem Viehe hingeworfen wird, nicht einmal gehörig von demselben befeuchtet werden. Ganz anders ist es, wenn man das Rindvieh in den Ställen füttert. Der LandWirth hält allen Dünger beysammen. Er kann denselben, nachdem er in die Fäulniß gegangen, an den gehörigen Ort führen, und also ein abgenutztes Feld auf eine Zeit lang verbessern. Der Nutzen hiervon ist so bekannt, daß ich ohne Noth weitläuftig seyn würde, wenn ich mich mit der Beschreibung desselben lange beschäftigen wollte. Es ist zwar wahr, daß die ächten Marschländer keines Düngers bedürftig sind, sondern auch durch bloßes Brachen ihre verlohrne Güte wieder erhalten können. Allein man wird mir doch verwilligen, daß der Dünger ihre innere Güte um ein merkliches erhöhen und zur Hervorbringung vollkommener Früchte geschickter machen müsse.

Ist es endlich gewiß, daß einem Wirthschaftsverständigen viel daran gelegen sey, von den Früchten eines kleinen Feldes eben so viel Vieh zu ernähren, als von dem Grase, welches in einem größeren Districte angetroffen wird, so sieht er auch in diesem Punkte die Erfüllung seiner Wünsche, wenn er seinem Viehe die Nahrung in den Ställen reichen läst. Man erwege nur, wie sehr das Gras auf den Wiesen von demselben zertreten wird. Wenn es regnigt Wetter ist und der Erdboden von der Nässe durchdrungen, so müssen die besten und zärtlichsten Hälme zerknirscht und in den schlammigten Erdboden gedrückt werden. Auch dieses geschicht bey trockener Witterung. Man gebe nur Acht, wenn das Vieh von der Hitze

ungeduldig ist, wie oft es die Wiesen von einer Ecke zur andern in vollen Sprüngen durchwandert. Eine große Menge Gras wird auf diese Weise auf einmal verdorben, welches erst nach einer langen Zeit wieder anfängt, in die Höhe zu schießen. Die Plätze, wo das Vieh seinen Dünger fallen läßt, reichen demselben auch hinführo keine Nahrung, das Gras, welches ringsherum wächst, wird von diesen Thieren nicht eingesammlet. Ihnen eckelt vor dem Ort, wo sie ihren Mist hingeschüttet haben. Es ist demnach gewiß, daß eine kleine Wiese eben so viel Vieh ernähren könne, als eine größere, wenn das Gras von jener eingesammlet wird, diese aber dem Viehe selbst unmittelbar ihre Nahrung darreicht.

Wir wollen jetzt einmal diese Vortheile, welche mit der Stallfütterung verknüpft sind, zusammen fassen, und diese mit dem Nutzen vereinigen, welcher uns zuwächst, wenn keine schlechte Witterung und ungesunde Speisen, welche dem Viehe schädlich sind, die RindviehSeuche verursachen. Es ist dieser Vortheil unstreitig der gröste unter allen. Wir stehen täglich in der grösten Gefahr, unsere Ställe und Wiesen von Rindviehe entblößt zu sehen, wenn wir unser Vieh unter freyen Himmel weiden. Ein jeder mag selbst durch die Vergleichung des Schadens und Nutzens der Stallfütterung den Gewinst berechnen, welchen er sich aus dieser Art, das Vieh zu ernähren, versprechen kann. Es ist fast unmöglich, eine allgemeine, genaue Rechnung hievon zu liefern. So verschieden die Gegenden sind, in welchen man der Viehzucht obliegt, so verschieden wird auch der Schluß dieser Rechnung lauten, ob es gleich aus dem angeführten gewiß ist, daß der Verlust dem Gewinste in Ansehung der Größe immer ungleich seyn werde. Denn die Vollkommenheit, welche wir durch den schönen Wachsthume des Viehes, durch die Vermehrung der Milch und Stärke des jungen Viehes, durch die Menge des Düngers und Erspahrung des Feldes geniessen, beträgt immer mehr von einem jeden Stück Vieh,

als 1 Rthlr. 9 gr. 4 Pf. und wir dürfen doch nicht mehr aufwenden, das Vieh in den Ställen zu füttern.

Ich glaube gewiß, daß solche Vorschläge, welche auch schon von großen Männern angepriesen sind, wenigen Beyfall finden werden. Eine Gewohnheit, so abgeschmackt sie auch ist, welche Jahrhunderte vorher unter den Vorfahren üblich war, wird schon unter den Nachkommen als ein Gesetz verehret. Neulinge, Narren und Ueberkluge wollen nur eine Aenderung in den thörichten Gewohnheiten des grauen Alterthums machen. Dies sind die Tittel, auf welche sich diejenige Rechnung machen können, welche nicht so denken, wie ein achtzigjähriger BrumKopf, der nichts so hoch schätzet, als die Zeiten seiner Jugend, und alles dasjenige verwirft, was in jenen Zeiten nicht üblich war. Doch ein Urtheil, welches nach so elenden Gründen abgefasset ist, wird billig von einem jeden Vernünftigen verlachet.

III.

J. Wittrocks Gedanken vom Nutzen der Brache in der LandWirthschaft.

Man trift in den Schriften der Gelehrten, welche vom AckerBau handeln, ganz verschiedene Meynungen von dem Brachen der Felder an. Einige verwerfen es gänzlich, andere behaupten, daß ein regelmäßiges Brachen sehr vieles zur Fruchtbarkeit der Felder beytrage, und noch sonst in der Wirthschaft merkliche Vortheile verursache. Sollte einem klugen LandWirthe an der Entscheidung dieses Streits nicht überaus viel gelegen seyn? Sollte er nicht wünschen, sich mit Ge-

Gewißheit von der einen oder der andern Meynung über-zeugt zu sehen? Meine gegenwärtige Absicht gehet dahin, daß ich untersuchen werde, was von dem Brachen der Felder zu halten sey. Ich will mich zuerst bemühen, deutlich zu erklären, was man unter dem Brachen verstehe; hiernächst werde ich die Meynung und Gründe derer, welche solches verwerfen, vortragen und beurtheilen; endlich aus richtigen GrundSätzen bestimmen, ob es nützlich oder schädlich sey. Werde ich so verfahren, so kan ich die richtige Antwort der Frage unmöglich verfehlen.

Wann sagt man, ein bestimmtes Feld liegt brache? Nehme ich den RedeGebrauch und die Erfahrung zu Hülfe, so bemerke ich, daß man sich dieses Ausdrucks alsdenn bedienet, wenn man von einem Felde redet, welches, nachdem es eine bestimmte Zeit hindurch um einer wirthschaftlichen Absicht willen nicht ist besäet worden, nach Verfließung dieser Zeit wieder bestellet wird. Man muß ein solches BrachFeld von einer Leede und von einer Heide unterscheiden, unter welchen man überhaupt ein gewisses Stück Landes versteht, welches gar nicht angebauet wird.

Warum soll aber diese Anstalt, da man die Felder brache liegen läst, verwerflich seyn? Der Verfasser der im ersten Bande der **Schlesischen öconomischen Sammlungen** eingerückten Abhandlung **vom Brach-Felde** hat, wenn sein weitläuftiges System ins kurze gebracht wird, p. 450. 459. den Nutzen der Brache also bestritten: **Man läst das Feld, welches brache liegen soll, entweder in einer völligen Ruhe, ohne daß man es durch Umpflügen lucker macht; oder man hat es aufgeluckert. In jenem Falle wird das Feld von aufwachsendem Unkraute bedecket. Dies ziehet die vom Getraide noch nicht völlig ausgesogenen Fruchtbarkeiten vollends an sich. Im zweyten Falle werden die vorher in der Tiefe befindl. fruchtbaren Theilgen der freyen Luft und Sonne exponiret,**

ret, wodurch sie dem Felde entzogen werden. Dies verhindert abermal das Wachsthum der Pflanzen. Auf diese Art glaubet man vollständig erwiesen zu haben, daß es ohne allen Nutzen sey, seine Felder ruhen zu lassen.

Ich habe sehr vieles bey diesem Beweise zu erinnern; mich deucht, ihm fehle verschiedenes an seiner gehörigen Strenge. Einmal läugne ich es schlechterdings, daß das auf dem unumgerissenen Acker aufgehende Unkraut demselben die NahrungsTheile entziehe; wenigstens muß derjenige, welcher dies für wahr hält, hinreichende Beweiß-Gründe beybringen. Besteht nicht eine jede Art der PflanzenMaschinen aus Theilen von einer bestimmten Beschaffenheit? Wie kann diese also aus dem Acker andere, als solche NahrungsTheile an sich ziehen, welche ihren BestandTheilen völlig homogen sind? Es ist daher eben so unmöglich, daß das Unkraut die besonders bestimmten NahrungsTheile des Getraides, oder anderer nutzbarer Pflanzen zu sich nehme; wie unmöglich es ist, daß ein Acker, der das vorige Jahr Weitzen im Ueberfluß getragen hat, dadurch zur Herfürbringung eines vollkommnen Rockens untüchtig gemacht wird. Man glaube aber nicht, daß ich deßwegen das Ausgäten des Unkrauts für eine unnöthige Beschäftigung halte. Es sind anderweitige Gründe vorhanden, welche dieses nothwendig machen. Das Unkraut verhindert, daß die Luft und die Feuchtigkeiten derselben gehörig in die Pflanzen hineindringen können. Es macht den Boden vester, und entzieht bey dürrem Wetter unsern Gewächsen die nöthigen Feuchtigkeiten. Wie leicht kann sich endlich nicht der Saame des Unkrauts mit dem Saamen des guten Gewächses vermischen; ist dies aber, so können wir unmöglich einen reinen Saamen bekommen. Aus mehr als einem Grunde, muß also ein guter LandWirth das Unkraut von seinem Acker wegzuschaffen, bedacht seyn; ob es gleich nicht gewiß ist, daß es die NahrungsTheile andern Pflanzen entziehe. Was den zweyten Fall in dem

Beweise anfangt, den ich jetzt prüfe, darinnen man annimmt, daß das BrachFeld im Sommer umgerissen wird: so scheint man mir im Schliesen einen ziemlichen Sprung gemacht zu haben. Man sagt, wenn der Acker umgerissen wird, so entziehet die Hitze der Sonnen demselben das Alkali, Oel und Feuchtigkeit; dadurch aber werden die Pflanzen an ihrem gehörigen Wachsthum verhindert. Ich will einmal das erstere zugeben, sind aber nicht alsdenn zwey Fälle möglich? Diese durch die SonnenHitze verflogene NahrungsTheile werden entweder auf eine andere Art ersetzt; oder dies ist nicht. Nur im letzteren Falle gebe ich die Folge zu, daß das Wachsthum der Pflanzen verhindert werde; aber nicht im erstern. Und warum hat man die Unmöglichkeit dieses erstern Falles nicht hinreichend gezeiget? Doch wie schwer ist es nicht, diese darzuthun? Sollte nicht durch den Regen und den Thau weit mehr ersetzt werden, als die Sonne einem Acker entziehen kann, der so sehr lucker gemacht worden, daß wegen der vorhandenen Menge der BerührungsPunkte die Feuchtigkeiten schwerlich fortgehen können?

Da ich also die Gründe entkräftet habe, welche man wider den Nutzen des Brachens der Felder vorgetragen, so will ich nun untersuchen, ob die entgegengesetzte Meynung, daß nemlich das Brachen eine mit großen Vortheilen verbundene Beschäftigung sey, unumstößlich richtig sey.

Fragt man nach der Ursache, warum man hie oder da seine Felder brache liegen läst, so bekömmt man zur Antwort: daß dieses aus mehr als einer Ursache geschehe. Bald macht der Mangel an Leuten, welche zur Bearbeitung des Feldes erforderlich sind, solches nothwendig: Bald braucht man solche Felder zur Weide fürs Vieh: Bald giebt man vor, daß eine solche Ruhe zur bessern Fruchtbarkeit der Felder, wo nicht unumgänglich nothwendig, doch sehr nützlich sey.

So alt und allgemein diese angegebenen Ursachen auch sind, so finde ich doch bey genauem Nachdenken sehr

vieles

vieles in denselben, was auf bloßen Vorurtheilen und unerwiesenen Gründen beruhet.

Der erste Grund scheinet mir nur alsdenn hinreichend zu seyn, wenn man nach einer genauen Berechnung gewiß einsieht, daß die Nutzung des Landes geringer sey, als die Kosten, welche die Vermehrung des Gesindes und Viehes verursacht. Wie kann man sich aber hievon überzeugen, wenn man es nicht auf alle mögliche Art versucht hat, wie hoch sich das bestimmte Feld nutzen lasse? Sollte man nicht das Feld mit solchen Sämereyen bestellen können, deren Früchte in einem hohen Werthe sind, und durch deren Verkauf ein großer Gewinst erlangt werden könnte? Man denke nur an Hirsen, Safran, Wayd, und andere von dieser Art. Wenn man vorgiebt, die innere Beschaffenheit eines gewissen Feldes könne so schlecht seyn, daß es sich gar nicht der Mühe verlohne, solches jährlich gehörig zu bearbeiten; die Arbeit und Kosten, die man darauf verwende, würden von den Früchten, die es tragen kann, halb bezahlt: so gebe ich es zu, daß ein Feld bisweilen, für sich betrachtet, sehr schlecht ist. Ich läugne aber, daß es keine Mittel gebe, wodurch man die innere Güte desselben zu seinem größten Vortheile verbessern könne. Es kann z. E. ein Acker entweder zu feucht oder zu trocken seyn; in beyden Fällen kann man demselben auf eine leichte Art zu Hülfe kommen. Ist das erste, so bestreue man die Oberfläche desselben nur mit Sand und kleinen Kiesel Steinen, oder, welches noch besser ist, mit zerfallenen Kalck und Märgel Erde; dadurch wird die gar zu große Feuchtigkeit um ein merkliches vermindert werden. Ist aber der Boden gar zu trocken, so bringe man in genugsamer Menge feuchtmachende Materien z. E. den Schlamm aus den Teichen und von den Gassen in den Städten auf den Acker, diese dringen in die innern Theile desselben hinein, und machen also den Boden feucht. So gehet es auch in allen übrigen Fällen

len an, daß man die Unvollkommenheiten der Felder durch Fleiß und Klugheit vermindert, und sie in den Zustand setzt, daß sie die Kosten, die man auf ihre Bearbeitung nachher verwendet, reichlich wieder ersetzen.

Der zweyte Grund, den man, um die Nothwendigkeit der Brachfelder zu vertheidigen, angiebt, kommt mir am schwächsten vor. Man sagt, daß solche zur Weide unentbehrlich sind. Sollte man denn nicht seine Wirthschaft so einrichten können, daß man das Vieh mit Nutzen im Stalle fütterte? Man wird hiebey diesen großen Vortheil haben, daß man vor den in verschiedenen Ländern öfters sehr heftig wütenden ViehSeuchen sicher ist, und von dem Vieh selbst mehr Nutzen an Milch und Dünger ziehen kann. *)

Wie steht es aber nun mit dem dritten Grunde, aus welchem man die Brache für nützlich hält? Ist dieser triftiger, als die vorhergehenden? Ich gestehe zwar, daß ich noch keinen hinlänglichen Beweiß davon gelesen habe, daß das Brachen die Fruchtbarkeit der Felder sehr befördern könne; Allein ich habe bey genauem Nachdenken die Wahrheit dieser Gedanken so deutlich erblickt, daß es mir nicht schwer fallen soll, einen jeden Nachdenkenden zu überzeugen, daß ein regelmäßiges Brachen der Felder zur Verbesserung derselben viel beytrage.

Ich behaupte zuerst den Satz: **ein regelmäßiges Brachen enthält einen sichern Grund davon in sich, daß die Felder bey wenigerer Düngung doch mehrere und vollkommnere Früchte hervorbringen, als wenn sie ungebracht stärker gedünget werden.** Die Wahrheit dieses Satzes unterstütze ich durch folgenden Schluß: Wenn ein regelmäßiges Brachen der Aecker die Ursache davon ist, daß 1) das Getraide sich besser bewurzeln kann, als auf einem ungebracheten Felde, daß 2)

*) Man lese hiebey des Herrn Lümmens Abhandlung von der StallFütterung.

2) das Feld, wenn es gebrachet ist, mehrere Feuchtigkeiten der Luft einschlucken und länger bey sich behalten kann, als wenn dies nicht ist, daß 3) die wirksamen Theile des Düngers besser in das Feld hineindringen, und in demselben zurück gehalten werden, als in einem ungebracheten Lande, und daß 4) das Unkraut weniger zu Kräften kommen kann, als in einem ungebracheten Felde: so folgt, daß bey einem regelmäßigen Brachen die Felder bey wenigerer Düngung weit mehrere und vollkommenere Früchte hervorbringen, als wenn sie ungebrachet stärker gedüngt werden. Ich schließe von der Wahrheit der Bedingungen auf die Wahrheit des SchlußSatzes.

Die Folge wird keiner läugnen, der nur bedenkt, daß die Vielheit und Güte des Getraides bloß davon abhänget, daß der Boden auch bey einfallender dürren Witterung feuchte und nährende Materien in genugsamer Menge in sich enthalte, und daß daß das Geträide so viele Wurzeln schlage, daß es in großer Menge solche Säfte zu sich nehmen könne. Wenn man also bey einer gewissen Menge Dünger in einem ungebracheten Felde eine bestimmte Menge von Früchten einerndtet; und wenn es wahr ist, daß in einem gebracheten Felde mehr düngende Materie bleibt, als in einem ungebracheten: so wird man auf einem gebracheten Felde schon deßwegen eben so viele und gute Früchte bey wenigerer Düngung bekommen, als auf einem ungebracheten. Wenn nun gar noch dies bey einem gebracheten Felde hinzu kömmt, daß sich das Getraide weit schöner bewurzelt, mehrere Luft und Feuchtigkeiten des Himmels auf seinem Grunde genießet, als auf einem ungebracheten, so muß die Vielheit und Güte der Früchte auf einem gebracheten Felde vor der Vielheit und Güte auf einem ungebracheten den Vorzug haben.

Ich habe daher nur nöthig, die Bedingung zu erweisen. Den ersten Satz in der Bedingung, daß sich nemlich das Getraide auf einem gebracheten Felde besser bewurzeln könne, als auf einem ungebracheten, beweise ich also: Dasjenige,

nige, wodurch der Boden nicht nur bis auf eine grössere Tiefe, sondern auch nach allen übrigen Seiten luckerer gemacht werden kann und muß, muß die Bewurzelung des Getraides nothwendig befördern. Ich glaube, Grund zu haben, das erstere von einem gehörig eingerichteten Brachen zu schließen, folglich auch das letztere. Der OberSatz braucht keines Beweises; der UnterSatz erhellet selbst aus dem Begriff eines regelmäßigen Brachens. Dies besteht eben darinn, daß ein AckersMann sein Feld eine gewisse Zeit hindurch nicht mit Getraide bestellet, damit er eine nützliche Absicht dadurch erreichen möge, und die Luckerheit ist eine Vollkommenheit des Ackers, zu deren Herfürbringung der Wirth bey dem Brachen des Feldes Zeit hat. Daher muß das Feld nicht schlechterdings in Ruhe liegen, sondern so oft es thunlich, umgepflügt werden. Wie kann es aber anders seyn, als daß durch diese Luckerheit des Erdbodens die Bewurzelung der FeldFrüchte vermehrt wird?

Ich behaupte 2) in der Bedingung meines vorigen Schlusses, daß ein gebrachetes Feld die Feuchtigkeiten der Luft besser anziehen und länger bey sich behalten könne, als ein ungebrachetes. Der Beweis hievon ist dieser: Wenn durch das regelmäßige Brachen der Acker sowol bis auf eine merkliche Tiefe als auch nach allen übrigen Seiten so lucker gemacht wird, als nur möglich, so folgt, daß den eindringenden Feuchtigkeiten der Luft mehr Wege verschaft werden, und daß dieselben in dem Acker mehr Berührungs- und AnhängungsPunkte vorfinden, als sie in eben diesem ungebrachten Felde haben würden. Ist dieses, so dringen die Feuchtigkeiten wegen des Brachens nicht nur besser in den Boden, sondern bleiben auch länger darinnen. Die Bedingung des ersten Schlusses ist bereits in dem vorhergehenden erwiesen; die Folge desselbigen erhellet daher, weil in einem Erdreich, je poreuser es ist, desto mehrere Wege zum Eindringen der Feuchtigkeiten sind, und je kleiner die Theil-

gen der Erde gemacht werden, desto grösser ihre Oberfläche geworden ist. Hat denn ein Würfel nicht eine weit grössere Oberfläche, wenn er in vier vierseitige Körper zerschnitten wird, als er vorher hatte? Die vorige Fläche bleibt, und da, wo man ihn zerschneidet, bekömmt er eine neue. Die Folge im zweyten Schlusse erhellet daraus, weil das vorerwehnte Anhängen der Feuchtigkeiten an den ErdTheilen ihrem Ausdünsten einen grössern Widerstand entgegen setzt. Auf eben die Art habe ich zugleich den dritten Satz der Bedingung meines ersten Schlusses dargethan, daß auch die wirksamen Theile des Düngers, das Oel und Alkali besser in einen gebrachten Acker hineindringen, und in demselben länger zurück gehalten werden können, als wenn der Acker nicht gebrachet ist. Denn wo einerley Grund vorhanden, da muß auch einerley folgen.

Die vierdte Bedingung im ersten Schlusse, daß durch ein regelmäßiges Brachen die Felder besser von Unkraut gereiniget werden, als wenn man sie nicht gehörig brachet, leite ich daraus her, weil durch das öftere Umpflügen bey dem Brachen die Wurzeln des Unkrauts viel öfterer zerschnitten werden, als man es thun kann, wenn man die Felder jährlich bestellet.

Dieser allgemeine Nutzen, den ich gegenwärtig von der Brache der Felder erwiesen habe, veranlasset mich, hieraus einige besondere Vortheile zu schliessen, welche mit dem Brachen verbunden sind. Der erste ist dieser: **Der LandWirth kann durch das Brachen eine grosse Menge Dünger ersparen, und diesen bequem zur Düngung seiner sehr entlegenen, und oft nicht genug bemisteten Felder gebrauchen.** Der zweyte ist dieser: **Der LandWirth erspart viel Saamen, den er sonst aussäen muß, ohne daß er mehr einerndtet.**

Der

Der **dritte Nutzen**, welchen man sich von den BrachFeldern versprechen kann, besteht darinn: **daß man solche, sich zu einem außer der Brache sonst unmöglichen Vortheile, mit allerhand Arten von Sämereyen z. E. mit Rüben, KohlArten und andern nützlichen Gewächsen besäen und bepflanzen könne.** Man thut dieses zu Ende des Junius bis in der Mitte des Julius, und hat einen sehr großen Vortheil davon. Man kann die übrigen Felder, die man sonst zu diesem Gebrauche bestimmet, durch GetraideBau höher nutzen, und die BrachFelder selbst ersetzen in den folgenden Jahren durch ihren bessern Ertrag die Früchte, die wir von ihnen genommen hätten, wenn wir sie nicht hätten brache liegen lassen.

Der **zweyte HauptSatz**, welcher den Nutzen der Brache bestimmt, ist dieser: **Wer seine Aecker regelmässig brachet, der vermindert in allen folgenden Jahren die Größe und Schwere seiner FeldArbeiten.** Der Beweiß hievon ist sehr leicht: Ist es wohl nicht leichter, ein Feld gehörig zu pflügen, welches sehr mürbe ist, als ein anders, welches noch vest ist? und wird man mit der Bearbeitung des ersten nicht eher fertig werden, als mit der Bearbeitung des letztern; oder doch bey jenem weniger AckerVieh brauchen, als bey diesem? Sind dies nicht beträchtliche Vortheile?

IIII.

A. Garlichs Beweiß des allgemeinen Zusammenhanges.

§. 1.

Dem Anfänger in der WeltWeisheit kann die Lehre vom allgemeinen Zusammenhange nicht unbekannt seyn. Sie ist viel zu wichtig, viel zu berühmt. Einige vertheidigen sie, andere bemühen sich, dieselbe als ungegründet darzustellen. Nur wenige unter den neuern Weisen sind es, die das letztere zu thun, einen würdigen Versuch gemacht haben. Es ist den meisten genug, durch Folgen, die vielmals unrichtig gebildet werden, diese Lehre verdächtig zu machen. Die Vernunftlehre verbietet diese Art zu streiten. Sie fordert Beweise, die auf sichern Gründen ruhen. Und warum giebt man nicht diese? Man kann doch unmöglich in den Gedanken stehen, daß das Ungereimte dieser Lehre, einen jeden sogleich einfallen müsse, wenn er nur mit einiger Aufmerksamkeit derselben nachdenket. Man fordert gewiß zu viel von seinem LehrGebäude, wenn man vermuthet, es sey genug, eine Lehre als eine falsche anzuführen, ohne durch Beweise ihre Falschheit zu zeigen, oder wenigstens einige Sätze veste zu setzen, woraus ein denkender Geist weiter zu schließen im Stande ist. Ich habe mit allem Fleiß die Schriften einiger neuern WeltWeisen, welche den allgemeinen Zusammenhang unter die ungegründeten Lehren zählen, durchgelesen. Ich habe nach Beweisen gesucht, ich habe sie nicht gefunden. Dieses finde ich zwar, ein **allgemeiner Zusammenhang sey der Freyheit fatal, und führe den Menschen zur Verzweifelung.** Mir ist aber kein Beweiß bekannt, wodurch man dieses Urtheil hinrei-

hinreichend rechtfertiget. Es sey mir als einem Verehrer dieses Systems erlaubt, in dieser Abhandlung aus unwidersprechlichen Gründen darzuthun, daß man nicht Ursache habe, die Lehre von dem allgemeinen Zusammenhange den ungegründeten und falschen Lehren beyzuzählen. Man wird gewiß meiner Meynung beyzupflichten genöthiget werden, wenn ich werde bewiesen haben, der allgemeine Zusammenhang ist möglich, er setzet wahre Vollkommenheiten, er ist wirklich.

§. 2.

Es ist nothwendig, wenn man dieses System vollständig erklären will, daß man auf zwey Stücke gehörig aufmerksam ist. Einmal behauptet **Leibnitz**, und die, welche diesem großen Weisen gefolget sind: Alle Dinge in der Welt stehen in Ansehung der Coexistenz in einer solchen Verknüpfung, daß, wenn in dem einen Dinge eine Bestimmung wirklich wird, eben dadurch in denen mit diesem zugleich coexistirenden Dingen eine Veränderung vorgehet, die mit jener übereinstimmt. Diese übereinstimmende Veränderung, behauptet man, erstrecket sich durch den ganzen Zusammenhang der Dinge. Daß ich eine gewisse Handlung vornehme, setzet eine gewisse Bestimmung, eine Veränderung eines gewissen Dinges ausser mir. Meine Handlung also, saget man, ist der Grund, daß nicht nur eine Veränderung, sondern auch eine übereinstimmende Veränderung in allen Gliedern der ganzen Welt wirklich wird. Man gehet weiter, man spricht: Der nachfolgende Zustand in der Reihe der Dinge, hat seinen Grund in dem vorhergehenden, und der folgende Zustand muß mit den vorhergehenden übereinstimmen. Man behauptet, indem man durch dieses System dazu berechtiget zu seyn glaubet, der erste Zustand worinne die Welt sey erschaffen worden, sey der Grund von allen folgenden Zuständen in der ganzen Welt. Daß ich heute diese und keine andere Handlungen vornehmen

werde,

werde, hat seinen bestimmten Grund in dem ganzen vorhergehenden Zustande der Welt. Dieser bringt es so mit sich, und macht, daß jene Handlungen erfolgen. Es ist also **der allgemeine Zusammenhang** der Dinge diejenige Verknüpfung derselbigen, da die Veränderung des einen ein Grund von einer übereinstimmenden Veränderung aller übrigen Dinge nach allen folgenden Zuständen ist. Man frage nur nicht, wie kann hiemit die Freyheit bestehen? Es gehört diese Untersuchung nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht. Es ist genug, daß ich diejenigen, die diese Frage hier aufwerfen, auf die PreißSchrift des Herrn Sarnighausens verweise. Hier findet man diese Frage vollständig beantwortet.

§. 3.

Dieses System, das ich erkläret habe, ist möglich. Ich will es beweisen. Und um in meiner Absicht glücklich zu seyn, will ich 1) aus hinreichenden Gründen darthun: dieses ist möglich, daß alle Dinge in der Welt in Ansehung der Coexistenz in einer solchen Verknüpfung stehen, daß, wenn in dem einen Dinge eine Veränderung vorgehet, eben dadurch in allen Gliedern der ganzen Welt eine übereinstimmende Veränderung wirklich wird. Ich denke so: Sollte in dieser Verknüpfung eine Unmöglichkeit liegen, so müste sie entweder darinn anzutreffen seyn, daß alle Dinge in der Welt in Ansehung der Coexistenz in einer Verknüpfung stehen, oder darinn, daß, wenn in dem einen Dinge, welches sich in dieser Verknüpfung befindet, eine Veränderung vorgehet, eine übereinstimmende Veränderung durch den ganzen Zusammenhang fortgepflanzet wird, oder in beyden zugleich. Mehrere Fälle lassen sich nicht denken. Wir wollen auf einen jeden insbesondere sehen. Sollte das erste unmöglich seyn, so müste dieses unmöglich seyn, daß alle Dinge, die in der Welt gegenwärtig da sind, eine Beziehung gegen einander haben. Wer kann dieses denken? Ist denn dies

schon eine Beziehung, daß ein Ding mit dem andern zugleich da ist? Im zweyten Fall kann eben so wenig eine Unmöglichkeit statt finden. Man nehme nur einmal mit mir an, die bestimmte Verknüpfung sey von der Art, daß immer ein Ding eine Hinderniß von der Wirksamkeit eines andern ist. Wer die Unmöglichkeit einer solchen Verknüpfung leugnen wolte, der würde zu erkennen geben, daß er von der wesentlichen Beschaffenheit der Kräfte in der Welt, und ihrer unendlichen Verschiedenheit keinen Begriff habe. Haben nicht alle Kräfte in der Welt entweder eine Bemühung zur Bewegung, oder zur Ruhe? Ist nicht so wohl bey jenen als bey diesen eine unendliche Mannigfaltigkeit möglich? Und wer weiß nicht, daß die eine Art der andern Hindernisse entgegen setzen kann? Man gedenke sich nur, in dem Dinge A wird eine Veränderung wirklich. Ist es also nicht möglich, ja gar nothwendig, daß A durch die bey ihm gesetzte Veränderung bestimmt wird, in dem ihm am nächsten sich befindenden Dinge B auch eine Veränderung hervorzubringen? B bekömmt wieder eine Bestimmung zur Bewegung auf die selbiges umgebende Dinge. Dies gehet so durch den ganzen Zusammenhang durch. Darnach wird man doch wohl nicht lange fragen, wie es denn möglich sey, daß die Veränderung, die bey A vorgehet, eine übereinstimmende, und nicht eine entgegen gesetzte Veränderung in den übrigen Dingen setzet. Man muß sehr unerfahren in den ersten GrundSätzen der allgemeinen Philosophie seyn, wenn man an dieser Möglichkeit zweifelt. Wie läst es sich denken, daß der Grund etwas anders wirken könne, als was ihm ähnlich ist? Dies ist nicht blos möglich, es muß nothwendig so seyn. Da die beyden ersten Fälle gehoben sind, so glaube ich nicht, daß es nöthig ist, mich bey dem dritten Fall aufzuhalten. Die Gründe, die die Möglichkeit von den beyden ersten Bestimmungen gezeiget haben, werden auch hinreichend seyn, hier die Möglichkeit darzuthun. Ich hätte demnach erwiesen,

wiesen, es ist möglich, daß alle Dinge in der Welt, in Ansehung der Coexistenz in einer solchen Verknüpfung stehen, daß, wenn in dem einem Dinge eine Veränderung vorgehet, dadurch zugleich in allen Gliedern der ganzen Welt eine übereinstimmende Veränderung wirklich wird.

§. 4.

Wir müssen aber auch davon die Möglichkeit zeigen, daß der vorhergehende Zustand der Welt immer ein Grund von dem nachfolgenden ist, und daß der nachfolgende mit dem vorhergehenden übereinstimme. Folgender Schluß wird uns von dieser Möglichkeit überzeugen. Wenn dieses möglich ist, daß die Substanzen, welche ihr Daseyn in der Welt haben, etwas wirklich machen, welches, der Wirklichkeit der Substanzen ungeachtet, vorher nicht wirklich war, und wenn der Grund und das Gegründete einerley seyn müssen, so folgt, daß der vorhergehende Zustand der Welt den nachfolgenden in einer Uebereinstimmung wirken könne. Die Folge erhellet aus den Begriffen des nachfolgenden und vorhergehenden Zustandes. Die Bedingung in Ansehung des ersten Gliedes erhellet daraus, weil die Kräfte verhindert werden können, das zu thun, was durch sie möglich, und weil doch diese Hindernisse sich wiederum heben lassen. Das zweyte Glied ist aus der allgemeinen Philosophie klar.

§. 5.

Wir nähern uns nunmehr unserer zweyten Untersuchung. Wir behaupten hier folgende LehrSätze:

1. Dies, daß alle Dinge in Ansehung der Coexistenz in einer solchen Verknüpfung stehen, daß, wenn in dem einen Dinge eine Veränderung vorgehet, dadurch in allen Gliedern der ganzen Welt, eine übereinstimmende Veränderung wirklich wird, se-

tzet in diesem Zusammenhange eine wahre Vollkommenheit.

2. Daß der nachfolgende Zustand in der Reihe der Dinge seinen Grund in dem vorhergehenden hat, und der nachfolgende Zustand mit dem vorhergehenden übereinstimmet, ist den Regeln der wahren Vollkommenheit völlig gemäß.

Ist der erste LehrSatz erwiesen, so wird auch der zweyte ungezweifelt wahr seyn. Wir wenden uns daher zu diesem Beweiß. Soll durch diese bestimmte Verknüpfung eine Unvollkommenheit gesetzt werden, so müste dieses eine wahre Unvollkommenheit seyn, daß die Dinge, die sich in dieser Verknüpfung befinden, zu harmonischen Wirkungen gegen einander bestimmt werden: zu Wirkungen, durch welche weder die Thätigkeit des Ganzen zernichtet wird, noch den thätigen Theilen Hindernisse entgegen gesetzet werden. Dieses kann ich aber nicht gedenken, so lange ich die ächten Begriffe, die man von der wahren Vollkommenheit zu bilden, gewohnt ist, nicht für falsch erklärt. Alsdenn werde ich erst annehmen, daß diese bestimmte Verknüpfung eine Unvollkommenheit in dem Zusammenhange der Dinge sey, wenn man zeigen wird, daß diese Verknüpfung einen Grund davon in sich enthalte, daß die Dinge, die sich in dieser Verknüpfung befinden, ihr Daseyn nicht mehr in derselbigen fortsetzen. Dies wird aber niemalen geschehen können. Das entgegen gesetzte von diesem, ist vielmehr von uns bereits dargethan worden (§. 3. und 4.).

§. 6.

Nunmehr kann es uns nicht schwer werden, die Wirklichkeit des allgemeinen Zusammenhanges zu beweisen. Daß er möglich, daß er Vollkommenheiten setzet, ist erwiesen. Wir schließen nunmehr, um seine Wirklichkeit zu beweisen, so: Wenn nicht alle Dinge in der

Welt

Welt in Ansehung der Coexistenz, so mit einander verknüpft sind, wie wir dieselbe oben erkläret haben (§. 2.): so müssen wir den Grund, weswegen diese Verknüpfung der endlichen Dinge nicht da ist, in dem unendlichen Wesen suchen. Gott müste also dieselben entweder nicht haben machen können, oder nicht machen wollen. Der allgemeine Zusammenhang ist aber möglich (§. 3.). Wer sich also das erste getraut zu vertheidigen, der müste zeigen, daß die Kraft des vollkommensten Wesens nicht hinreiche, das, was möglich ist, wirklich zu machen. Kurz, man müste zeigen, daß Gott, als die allervollkommenste Substanz, nicht die allervollkommenste Kraft besäße. Dies ist etwas Widersprechendes. Liegt aber die Ursache in dem, daß Gott diese bestimmte Verknüpfung nicht hat machen wollen, so müste diese Verknüpfung eine wirkliche Unvollkommenheit in dem Zusammenhange der Dinge setzen. Daß dieses aber nicht sey, haben wir schon in dem vorigen erwiesen.

§. 7.

Dies ist nicht genug, daß wir die Wirklichkeit der allgemeinen Verknüpfung, in Ansehung der Coexistenz, bewiesen haben, wir müssen auch darthun, daß der vorhergehende Zustand in der Reihe der Dinge immer ein Grund von dem folgenden ist, der mit dem vorhergehenden übereinstimmen müsse. Hier ist der Beweiß. Wenn es 1) gewiß ist, daß der vorhergehende Zustand der Welt, wirkliche Bestimmungen zur Thätigkeit setzt, und wenn 2) solche Bestimmungen ihre Wirkungen äußern, die ihnen gemäß sind, so lange sie nicht verhindert werden; so folgt, daß der folgende Zustand in der Reihe der Dinge seinen Grund in dem vorhergehenden hat, und daß der nachfolgende Zustand mit dem vorhergehenden übereinstimmen müsse, so lange die Kräfte der Welt in ihren Wirkungen nicht verhindert werden. Die erste Bedingung erhellet daher, weil nur die Substanzen, oder die

Kräfte den vorigen Zustand der Welt bestimmen. Die zweyte Bedingung gründet sich auf den Begriff von der Kraft. Eben dieser Satz läst sich auch aus den vorigen Gründen beweisen, aus welchen die Vollkommenheit einer solchen Verbindung der endlichen Dinge begreiflich ist.

§. 8.

Wie kann man demnach mit hinlänglichen Grunde an der Wirklichkeit des allgemeinen Zusammenhanges zweifeln? Und gewiß, wenn ein System dadurch unsern Beyfall verdienet, wie es denn seyn muß, daß es sich auf eine brauchbare Art in andern Wissenschaften anwenden läst, und uns da eine deutliche Erkenntniß verschaft, wo sonsten Schwierigkeiten sind; Schwierigkeiten, die sich gar nicht heben lassen, so verdienet dieses System vom allgemeinen Zusammenhange der Dinge insbesondere unsern Beyfall.

V.

Ebendesselben
kurzer Beweiß,
daß die Sünde von einer unendlichen Schuld der Strafen begleitet wird.

§. 1.

Lehren veste zu setzen, die den grösten Einfluß in das moralische Leben der Menschen haben; Sätze zu beweisen, durch deren Anwendung man bey einem Menschen einen Eifer erweckt, tugendhaft zu leben, und das Laster zu meiden, muß eine vorzügliche Beschäftigung eines Gelehrten seyn, wenn er dieses Namens nicht gänzlich

lich unwürdig seyn will. Wenn er sich insbesondere bemühet, das Schädliche des Lasters in seinem ganzen Umfange darzustellen, so zeigt er dem Lasterhaften eine erschreckensvolle Größe seiner Thorheit, die ihn auf seinen sittlichen Zustand aufmerksam machet. Er zeigt ihm, daß seine Kräfte nie hinreichen werden, sich aus seinem Elende zu reissen, und daß dasselbige unendlich fortdauert, wenn nicht eine höhere, eine unendliche Macht den Mangel seiner Kräfte ersetzet, und ihn von demselben befreyet. Er ermuntert ihn also zu einer aufrichtigen und reinen Liebe gegen Gott, und zeiget ihm den geraden Weg zu seiner Wohlfahrt. Ich hoffe, gegenwärtig diese Absicht zu erreichen, wenn ich die Frage vollständig beantworten werde: **Ob mit der Sünde eine unendliche Schuld der Strafen verknüpft sey?**

§. 2.

Ich muß aber wohl zuerst bestimmen, was die Sünde sey, und was sie für Folgen nach sich ziehet. Wenn einige sagen, die Sünde ist das Unrecht, sie ist das, was bey einem Geiste nicht gesetzmäßig angetroffen wird, so stimmen sie vollkommen mit mir überein, wenn ich dem RedeGebrauch und der Erfahrung gemäß, die Sünde in derjenigen Bestimmung der Willkührlichkeit eines Geistes setze, welche den Regeln der göttlichen Vollkommenheiten entgegen ist.

§. 3.

Wie kann aber wohl eine Bestimmung in der Willkührlichkeit eines endlichen Geistes dem göttlichen Willen zuwider seyn? Dies ist eine HauptFrage, mit deren Beantwortung ich mich zuerst beschäftigen muß. Die natürliche GottesGelahrheit unterrichtet uns hinlänglich, daß Gott in Ansehung der endlichen Dinge keine andere Absicht habe, als die gröste Vollkommenheit der Welt

zu wirken. Es bestehet aber diese Vollkommenheit in der Harmonie der endlichen Dinge, welche alsdann vorhanden ist, wenn die endlichen Dinge einander in ihren Wirkungen zu der gemeinschaftlichen Absicht keine Hindernisse entgegen setzen. Ist es also nicht unläugbar, daß die Sünde eine solche Bestimmung in der Willkühr der endlichen Geister ist, welche den Wirkungen anderer Dinge zu der gemeinschaftlichen Absicht Hindernisse setzet? Ist es nicht unumstößlich gewiß, daß sie in andern Dingen Prädicate setzen müsse, die ihre Thätigkeit zu der gemeinschaftlichen Absicht unmöglich machen? Es ist also eine jede Sünde eine Quelle, aus welcher sich Unordnungen auf andere Dinge ergießen.

§. 4.

Diese Unordnungen breiten sich auch auf alle andere Dinge aus. Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die Dinge in der Welt so mit einander verknüpft sind, daß, wenn eines verändert wird, eben dadurch in allen übrigen eine übereinstimmende Veränderung vorgehet. *) Wer wollte also wohl die allgemeine Verbreitung der Unordnungen, die aus der Sünde folgen, läugnen? Die uns umgebende Luft, die wirkenden Dinge der Natur werden desto mehr zu unregelmäßigen Bewegungen und Thätigkeiten bestimmet, je mehr sich die endlichen Geister durch Sünden verunreinigen. Wir können selbst aus der Wirklichwerdung der Sünde und ihrer Thätigkeit die Möglichkeit hievon begreifen. Bestimmt nicht eine jede sündliche Neigung die Säfte und Nerven der Maschinen zu einer unvollkommenen Bewegung? Folgt hieraus nicht unmittelbar eine böse Bewegung in der unsere Maschine umgebenden Luft? Vielleicht kann man aus diesen Gedanken begreifen, warum unsere ersten

Eltern

*) In meiner Abhandlung vom allgemeinen Zusammenhange habe ich diesen Satz erwiesen.

Eltern gleich nach dem Falle eine unangenehme Empfindung von ihrer nackenden Maschine bekommen haben. Man siehet Grund, warum Gott verschiedenemal von einer Verunreinigung des Landes durch die Sünde der Einwohner redet. Man erkennet, warum auch die Creatur der Eitelkeit ohne ihren Willen unterworfen ist, und auf eine Befreyung von dem Dienste des vergänglichen Wesens wartet. Man siehet die Ursache, warum Gott schon ehedem den Nachkömmlingen der Menschen ihrer Sünde wegen ein kurzes Leben und unfruchtbare Zeiten gedrohet hat.

§. 5.

Wir haben nun angezeiget, was die Sünde ist, und erwiesen, daß solche durch den ganzen Zusammenhang unaufhörlich Wirkungen herfürbringet, die der grösten möglichen Harmonie der endlichen Dinge entgegen sind. Wir gehen zur zweyten Frage, und untersuchen, was die Schuld der Sünden (reatus peccati) sey. Man giebt sich viele Mühe, diese Frage gehörig zu beantworten. Man ist aber insgemein so unglücklich, daß man bey dieser Beantwortung in eine Weitläuftigkeit geräth, die die Sache mehr unverständlich als deutlich macht. Wir wollen uns bemühen, diese zu vermeiden, und einen Begriff zum Grunde legen, der mit dem RedeGebrauch völlig übereinstimmt. Wir sagen, die Schuld der Sünden ist die Beziehung, welche die unangenehmen Folgen, die aus der Sünde fließen, zu der Kraft des Sünders als ihrer Ursache haben. Ein Beyspiel wird diesen Begriff bestätigen. Wenn ein Mensch die Gesetze seines Landes übertreten hat, so sagt man, er habe sich eines Verbrechens und einer Strafe schuldig gemacht. Wir reden deßwegen so von ihm, weil wir ihn in derjenigen Beziehung gedenken, welche die unangenehme Folgen seiner Handlung zu ihm, als ihrer Ursache haben. Ein anderer, welcher wegen eben dieses Verbrechens angeklagt wird, wird von seinem Richter der vorgegebenen Vergehung

hung nicht schuldig befunden, er wird frey gesprochen; das ist, der Richter bezeuget, daß er nicht eine solche Handlung unternommen hat, aus welcher böse Folgen fließen, die zu ihm, als ihrer Ursache, eine Beziehung haben.

§. 6.

Durch eine böse Handlung wird also etwas **Unvollkommenes**, in Beziehung auf die Kraft des Handelnden, gesetzet. Dieses, was da gesetzet wird, ist **entweder blos** der Mangel der Vollkommenheiten der Kraft des Sünders, **oder** es sind andere unangenehme Folgen, **die von** einem Mangel der Kraft unterschieden. Ist **das erste**, so ist **die Schuld der Sünden** (reatus culpae) **da**. Der zweyte Fall macht **die Schuld der Strafen** (reatum poenae) aus. Diese ist alsdenn unendlich, wenn **die unangenehmen** Folgen, die aus der Sünde fließen, **von derjenigen** Beschaffenheit sind, daß sie in einer gewissen Absicht nicht größer seyn können.

§. 7.

Wir haben nunmehro die Begriffe entwickelt, so, wie es unsere Absicht erfoderte. Wir können daher zur Beantwortung der HauptFrage selbst gehen. Wir sehen, was wir zu untersuchen und zu beweisen haben, anjetzo deutlich ein. Dies wird unsere Arbeit seyn:

1) Müssen wir untersuchen, ob mit der Sünde eine wirkliche Schuld der Strafe verknüpft sey? Wenn wir uns hievon werden überzeuget haben, so müssen wir

2) die Frage zur Beantwortung vor uns nehmen, ob die Schuld der Strafe, die mit der Sünde verbunden, und aus derselben folget, in Ansehung ihrer Ausbreitung und Dauer unendlich ist?

§. 8.

Die erste Frage beweise ich mit völliger Gewißheit. Und wer sollte wohl durch folgenden Beweiß nicht meiner Meynung beyzupflichten genöthiget werden? Wenn durch die Sünde in den Kräften der endlichen Geister ein Defect gesetzt wird, der nicht da gewesen wäre, wenn sie ihre Wirklichkeit nach den Regeln der Vollkommenheit angewand hätten, so folgt, daß durch die Sünde eine wirkliche Schuld der Strafen gesetzt wird. Wir schließen von der Wahrheit der Bedingung auf die Wahrheit des SchlußSatzes. Eine kleine Aufmerksamkeit auf die Bedingung, wird uns von der Wahrheit derselben, und auch zugleich von der Richtigkeit der Folge überzeugen. Eine jede Sünde streitet mit den Regeln wahrer Vollkommenheiten (§. 2. 3.). Was ist also gewisser, als daß in den Kräften des Menschen, der da gesündiget hat, ein Defect da ist, der bey dem rechtmäßigen Gebrauch seiner Willkührlichkeit nicht würde da gewesen seyn? Es folgt dies unmittelbar aus der Sünde, die von der unrichtigen Anwendung der Willkührlichkeit abhängt. Ist dies aber gewiß, so ist es schlechterdings nothwendig, daß in den Kräften des Sünders eine gewisse Disharmonie seyn muß, die ihn verhindert, so viele Vollkommenheiten zu bewirken, als durch ihn möglich war. Aus diesem Bewußtseyn entstehet eine unangenehme Empfindung. Er siehet den Mangel seiner Kräfte, er siehet, daß sich dieser auf eine unrechtmäßige Anwendung seiner Willkührlichkeit gründet. Er siehet nur gar zu deutlich, daß dieses ihm in dem Fortgange zu größeren Vollkommenheiten hinderlich ist. Welch ein Widerspruch in seinen Bestimmungen zur Thätigkeit! Welche unangenehme Folgen! Wir nennen diese die Schuld der Strafen (§. 6.).

§. 9.

Es ist auch in den vorigen erwiesen, daß der Sünder durch seine böse Handlungen in andern neben umstehenden

henden Dinge Wirkungen setzet, die der allgemeinen Harmonie entgegen sind, und daß diese Dinge wiederum zu gleichen Wirkungen, auf die mit ihnen in der nächsten Coexistenz befindlichen Dingen bestimmt werden. Der Sünder macht also durch seine Handlungen, daß die Objecte, die ihm am nächsten befindlich sind, bestimmt werden, auf ihn disharmonisch zu wirken. Macht demnach die Sünde nicht unangenehme Folgen zum Nachtheile des Sünders wirklich? Es wird also ein jeder endlicher Geist durch seine Sünden einer Strafe schuldig.

§. 10.

Die Schuld der Strafen ist in Ansehung ihrer Ausbreitung auf andere Dinge unendlich. Folgender Beweiß wird hinreichend seyn, uns von diesem Satze zu überzeugen. Wenn dies, daß die Sünde in allen Dingen der Welt unordentliche Bestimmungen wirket, eine vollständig erwiesene Wahrheit ist, so folgt, daß die Schuld der Strafen in Ansehung ihrer Ausbreitung auf andere Dinge unendlich ist. Die Folge ist aus dem Begriff von der Schuld der Strafen klar. Die Bedingung erhellet aus dem, was ich oben angeführet habe (§. 3. 4.).

§. 11.

Die Schuld der Strafen der Sünden, von welcher wir in dem vorigen bewiesen haben, daß sie in Ansehung ihrer Ausbreitung auf andere Dinge unendlich ist, hat auch eine unendliche Dauer. Wir unterstützen diesen Satz durch folgenden Beweiß: Wenn eine jede Sünde den Menschen in die Verbindung solcher unangenehmen Folgen setzet, aus welcher er durch seine eigene Kräfte nicht kommen kann, so folgt, daß die Schuld der Strafen unendlich fortdauert. Die Folge bedarf keines Beweises. Die Bedingung beweisen wir so: Gesetzt, ein Mensch sündiget. Er wirkt also bey sich eine Bestimmung,

die den Regeln der göttlichen Vollkommenheit entgegen ist. Es müssen demnach durch diese Handlung in allen Dingen, die in der Welt befindlich sind, Bestimmnngen wirklich werden, die mit der Sünde übereinstimmen (§. 3. 4.). Der Sünder müste also alle diejenigen Folgen kennen, die durch seine Sünde zur Wirklichkeit gekommen sind. Er müste, da sich diese Folgen durch den ganzen Zusammenhang der Dinge ausgebreitet haben, auch durch die ganze Reihe der Dinge seine Kraft äußern können, um das Disharmonische, das durch seine Sünde entstanden ist, zu zernichten. Wenn werden aber die Kräfte eines Menschen hinreichen, dieses zu bewirken? Wenn wird ihm jenes Licht in seiner Erkenntniß aufgehen, da er diejenigen Dinge kennen lernet, die den Grund zu seinem fernern unangenehmen Zustande in sich enthalten. Es fehlet den Menschen, den endlichen Geschöpfen jenes Vermögen und diese Erkenntniß. Es bleibt demnach der Sünder in dem Verderben, in welches er sich durch seine Sünde gestürzet hat; das ist, die unangenehmen Folgen der Sünde, oder die Schuld der Strafen dauret unendlich fort.

§. 12.

Wir sind demnach überzeugt, daß die Schuld der Strafen, die die endlichen Geister sich durch ihre Sünde zuziehen, unendlich ist (§. 10. 11.). Würde mir aber hier jemand die Frage zur Beantwortung vorlegen, ob auch Gott eine jede Sünde noch mit einer ausserordentlichen Strafe belegte, welche von jener, die das unendliche und höchst gerechte Wesen schon einmal im Zusammenhange mit der Sünde verknüpfet hat, unterschieden ist, so würde ich bekennen, daß die Endlichkeit meines Verstandes mir nicht erlaubte, auf diese Frage eine völlig bestimmte Antwort zu geben. Und wie würde ich vollends, wenn ich bloß der Vernunft hier folge, bestimmen können, ob Gott eine jede Sünde mit einer Strafe von einer bestimmten Größe heimsuchen werde? Die Vernunft muß hier schweigen.

VI.

Johann Wittrocks Untersuchung der Frage:

Wie die Gerechtigkeit Gottes beleidiget, und wiederum befriediget werden könne?

§. 1.

Je erhabener und prächtiger der Gegenstand ist, mit dessen Untersuchung unser Geist sich beschäftiget; desto mehreren Beyfalles können wir uns versichern, wenn wir auch nur wenige Schritte zur Vollkommenheit sollten gethan haben. Die Frage, deren Beantwortung ich mich gegenwärtig nähern werde, ist von der Art. Eine vollständige Auflösung derselben wird die wichtigsten Lehren unserer geoffenbarten Religion, selbst der Vernunft annehmungs- und beyfallswürdig darstellen. Ich will nachforschen, inwieferne die Gerechtigkeit des Unendlichen könne beleidiget werden, und bestimmen, auf welche Art ihr alsdenn ein Genüge geschehen könne. Sollte ich mir wohl nicht auf eine geneigte Aufnahme meiner Bemühung Rechnung machen dürfen?

§. 2.

Wenn ich die Art und Weise bestimmen will, wie die Gerechtigkeit des Höchsten beleidiget werden könne, so muß ich zuförderst die Begriffe von der Gerechtigkeit und der Beleidigung entwickeln. Wann nennt man wohl einen Fürsten gerecht? Der RedeGebrauch und die Erfahrung sollen mir hierauf die Antwort ertheilen. Man irret gewiß, wenn man die Gerechtigkeit in einem bloßen Triebe zu strafen setzt. Wer nennet wohl denjenigen Fürsten gerecht, der,

der, ohne auf die Umstände und ohne auf die Wohlfahrt des Staats zu sehen, ein jedes Verbrechen sogleich mit der grösten Strafe belegt? Ist dies nicht vielmehr die Eigenschaft eines Tyrannen? Will der Fürst den Charakter eines Gerechten behaupten, so muß er seinen fürstlichen Verbindlichkeiten Genüge thun, er muß nur zum besten seiner Länder und Unterthanen regieren, er muß auch immerfort darauf sehen, ob er durch Strafen wahre Vollkommenheiten befördern könne, oder nicht. Nur im ersten Falle ist er dazu berechtiget, keinesweges im letztern. Gesetzt ferner, ein Bürger im Staate macht einen gewisse nützliche Erfindung, wozu er als Bürger nicht verbunden war. Er hat Zeit und Geld darauf gewand, um seine edle und großmüthige Absicht auszuführen. Ist der Fürst nun nicht verbunden, einen solchen durch Belohnungen zu mehreren dergleichen Beschäftigungen aufzumuntern? Muß er dadurch nicht suchen andere zu reitzen, sich auf eine ähnliche Art um den steigenden Flor des Staats verdient zu machen? Er handelt als Fürst nicht gerecht, er läst den Verdiensten keine Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er diese Belohnungen nicht ertheilt. So gehet es auch in allen übrigen Fällen. Man sagt nicht, daß ein Mensch recht thue, wenn er seine nothwendigen Pflichten übertritt, die blos in der Beförderung des Guten bestehen. Man saget es nur alsdenn, wenn man ihn immer aus der Begierde, Gutes zu thun, wirken sieht. Was finden wir wohl in allen diesen Fällen? Nicht wahr, dies: Wer gerecht seyn will, der muß bloß auf die Beförderung des Guten sehen, und so handeln, daß er diese edle Absicht erreichen kann. Sollte ich daher wohl Anstand nehmen, die Gerechtigkeit in einer nach den Regeln der Weisheit angewendeten Güte, oder, welches einerley ist, in einer ernstlichen Neigung zu setzen, die bequemsten Mittel zur Beförderung des Guten anzuwenden.

§. 3.

Daß das unendliche Wesen, oder Gott, eine uneingeschränkte Gerechtigkeit besitze, ist eine unumstößliche Wahrheit. Wie könnte er sonst eine Kraft besitzen, die nur vermöge ihres Wesens zum besten hinreichend geneigt ist. Vermöge dieser Gerechtigkeit verfährt Gott in seiner grossen Regierung, die er über die Welt äußert, wie ein gerechter Regent unter den Menschen. Er bestraft alsdenn das Böse, wenn er einsieht, daß entweder Strafen nothwendige Folgen der Sünden, oder Strafen unvermeidliche Mittel sind, die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern. Nur alsdenn erwählt er solche, wenn er sie in seiner Vorherwissenheit als geschickte Mittel, seine erhabne Absichten auszuführen, erblickt. Nur darum belohnt er die guten Handlungen seiner Bürger, damit sie und andere in der Beobachtung ihrer Pflichten nicht müde werden, und die Uebereinstimmung der guten Folgen mit guten Handlungen ihnen offenbar werde. Siehet er aber ein, daß die Belohnungen diesen Nutzen nicht haben würden, so muß er solche den Regeln seiner unendlichen Weisheit gemäß, nicht sogleich erfolgen lassen.

§. 4.

Wie kann aber eine Beleidigung einer solchen weislich eingerichteten Güte, oder der Gerechtigkeit gedacht werden? Ich muß den Begriff von der Beleidigung aus dem RedeGebrauch und der Erfahrung entwickeln. Ein Fürst hält sich von dem andern beleidigt, wenn dieser ihn nicht in dem ruhigen Besitz seiner Länder ungestöhrt läst. Ein Gelehrter beleidigt den andern, wenn er ihm gewisse, der Religion und dem Interesse des Staats schädliche Sätze andichtet, in der Absicht, um seine Größe zu verhindern. Man sagt, daß ein Sohn seinen Vater beleidige, wenn er den guten Ermahnungen des Vaters, die auf die Beförderung seiner Vollkommenheiten abzwecken, nicht eifrigst folgt. Es glaubt auch ein Lehrer von seinem Schüler beleidigt

leidigt zu seyn, wenn dieser die Ermunterungen seines Lehrers zum Fleiße, zur Tugend und Religion in den Wind schlägt, und in Beurtheilung des Guten und Bösen dem blendenden Schein der Sinne Folge leistet. Was finden wir in allen diesen Fällen für einen allgemeinen Grund, der uns bewegt, von einer Beleidigung zu reden? Ist es nicht dieser, daß einer wider die Rechte des andern handelt? Wenigstens glaubet dies derjenige, der von dem andern beleidiget seyn soll. Ich nenne daher eine Beleidigung überhaupt diejenige moralische Würkung, dadurch einer wider die Rechte des andern handelt. Dies kann freylich auf verschiedene Art geschehen. Der eine kan den andern in der Ausübung seines Rechts hindern. Er kann auch die Absicht dieses Rechts vereiteln.

§. 5.

Nunmehro bin ich im Stande, meiner Absicht gemäß, den Begriff von der Beleidigung der Gerechtigkeit Gottes vollständig zu bestimmen. Die Gerechtigkeit Gottes ist die unendliche Neigung seiner Güte zum Besten in der Welt. Sie wirket zu diesem Endzweck durch die bequemsten Mittel (§. 3.). Folglich beleidigt derjenige die Gerechtigkeit des Unendlichen, welcher diesen verehrungswürdigsten Absichten Gottes zuwider handelt, und würkliche Unordnungen im Zusammhange der Dinge stiftet, oder mit einem Worte, wer sündiget.

§. 6.

Nunmehro muß ich mich dem zweyten HauptTheile meiner aufgeworfenen Frage nähern, ich muß bestimmen, wie nun der auf die angegebene Art beleidigten Gerechtigkeit Gottes ein Genüge geschehen könne. Man thut überhaupt dem beleidigten Theile genug, wenn man die Wirkungen der Beleidigung tilget. Wer einen andern dadurch beleidigt hat, daß er ihm etwas von dem Seinigen entzogen hat, der leistet alsdenn eine Genugthuung, wenn er den Schaden

wieder ersetzt. Hat man einen andern dadurch beleidigt, daß man seinen gerechten Absichten hinderlich gewesen, so thut man ihm Genüge, wenn man die daraus entstandenen bösen Folgen zernichtet. Wer sieht also nicht, daß der beleidigten Gerechtigkeit Gottes nur alsdenn Genüge geschiehet, wenn die Unordnungen wieder zernichtet werden, die ein endlicher Geist durch seine Sünde im Zusammenhange der Dinge gestiftet hat (§. 5.). Diese Unordnungen sind eben die Folgen der Sünde, oder der Beleidigung Gottes.

§. 7.

Es ist daher gewiß, daß eine Kraft, welche der Sünden der endlichen Geister wegen, dem unendlichen Wesen eine vollständige Genugthuung leisten will, dadurch diesen Endzweck noch nicht erreichen kann, daß sie den Gesetzen der göttlichen Weisheit, oder der Ordnung des Höchsten gemäß, ihre eigene Kräfte anwendet. Es ist wahr, sie thut hiedurch der Pflicht genüge, Gott nicht zu beleidigen. Allein dies kann man noch nicht behaupten, daß sie durch diese Handlungen das Uebel tilge, welches durch die Sünde entstanden ist, und dessen völlige Zernichtung die eigentliche Genugthuung heißt, welche die Gerechtigkeit Gottes fordern kann. Ist dieses aber gewiß, wie es denn auf unumstößlichen Gründen beruhet, so erhellet mehr als zu deutlich, daß eine vollständige Genugthuung für die Sünden der endlichen Geister in der Kraft, die sie leisten soll, Vorstellungen von den üblen Folgen der Sünden, als solchen, mithin eine unangenehme Empfindung setzet, und daher eine wirklich leidende seyn muß.

§. 8.

Wenn sich einige die leidende Genugthuung, die die Gerechtigkeit Gottes von den Sündern fordert, als eine bloße Erduldung der Strafen der Sünden gedenken, wenn sie dieselbige blos in der innern unangenehmen Empfindung setzen, welche als eine Strafe in dem genugthuenden Wesen

da seyn soll: so weichen sie in der That von der Wahrheit sehr merklich ab. Diese unangenehme Empfindungen sind zwar ein Leiden, aber noch keine Genugthuung zu nennen. Diese erfordert eine Wirksamkeit, dadurch die in der physikalischen und moralischen Welt entstandene Uebel wiederum auf eine den göttlichen Vollkommenheiten gemäße Art weggeschaft werden. Denn diese Tilgung allein ersetzt dasjenige, was durch die Sünde der Anwendung der göttlichen Gerechtigkeit entzogen worden.

§. 9.

Wer soll aber eine solche Genugthuung leisten können? Es muß entweder eine endliche, oder die unendliche Kraft selbst seyn. Daß es durch eine jede unendliche Kraft unmöglich sey, zeige ich auf folgende Art: wenn 1) eine jede Sünde eine unendliche Schuld und Strafe bey sich führet, wenn 2) eine jede endliche Kraft, als solche, in ihrem Innern unzureichend ist, sich alle Folgen deutlich vorzustellen, welche die Sünde im ganzen Zusammenhange der Dinge bewirket: so folgt, daß eine endliche Kraft nicht vermögend sey, die Disharmonie, welche durch die Sünde zwischen Gott und den Menschen gesetzt wird, zu heben. Ich schließe von der Wahrheit der Bedingungen auf die Wahrheit des SchlußSatzes. Die Folge bedarf keines weitläuftigen Beweißes. Denn wie kann ein Ding A alle bösen Folgen, die durch ein anderes Ding B sind gewirkt worden, wegschaffen, wofern es sich solche nicht auf das deutlichste vorstellet? Müssen denn nicht die Mittel nach der Absicht eingerichtet werden? Es kömmt also alles auf die Wahrheit der Bedingungen an. Der erste Satz in derselben ist in der Abhandlung des Herrn Garlichs von der unendlichen Schuld der Strafen der Sünde hinreichend erwiesen. Der zweyte ist selbst der Begriff einer endlichen Kraft als solcher. Es muß also die unendliche Kraft selbst ihrer beleidigten Gerechtigkeit Genüge thun.

§. 10.

Vielleicht denket man, Gott brauche seiner Gerechtigkeit keine leidende Genugthuung zu leisten; er könne den Sündern unter den endlichen Geistern aus bloßer Gnade ihre Vergehungen vergeben, und dieselbigen mit sich wieder vereinigen. Allein es ist dieses eine offenbare Unmöglichkeit. Die größeste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes bestehet in der grösten Harmonie mit dem Ganzen und mit Gotte. Es müssen also die durch die Sünde gestifteten Unordnungen weggeschaffet werden, wenn die Glückseeligkeit der endlichen Geister gewirkt werden soll. Es muß also eine wirkliche leidende Genugthuung geschehen.

§. 11.

Es sey mir aber erlaubt, diese wichtige Lehre noch etwas genauer zu erwägen. Man vergönne mir, daß ich denen schwachen Kräften meiner Vernunft zufolge mich noch etwas mit der Untersuchung derjenigen Eigenschaften beschäftige, welche Gott, als der Wiederbringer unserer Glückseeligkeit haben muß. Dadurch werde ich allen denen, welchen das geheimnisvolle ErlösungsWerk desjenigen GottMenschen, wovon uns die Offenbahrung belehrt, ein Spott und Gelächter ist, die Größe ihrer Thorheit lebhaft zeigen können; dadurch werde ich die wichtigsten Lehren unserer Religion als höchst vernünftige darstellen.

§. 12.

Drey Stücke werde ich hauptsächlich von der unendlichen Kraft zu erweisen suchen, welche die Disharmonie zwischen Gott und den Menschen heben, und den letztern zu ihrer höchsten möglichen Glückseeligkeit verhelfen soll. Einmal, sie muß sich in der Gestalt eines wahren Menschen thätig beweisen; sie muß zweytens sterben, aber auch wieder auferstehen; sie muß endlich drittens andern das würdigste Beyspiel der Liebe geben.

Um zu beweisen, daß der Mittler zwischen Gott und den Sündern wahrer Mensch seyn müsse, schließe ich also: Wenn 1) die Wegschaffung gewisser unangenehmer Folgen der Sünden eine genaue und deutliche Erkenntniß derselben voraussetzt, wenn 2) der Mittler auch alle diejenigen unangenehmen Folgen der Sünden wegschaffen muß, welche die menschliche Natur als eine solche betreffen: so folgt, daß die unendliche Kraft selbst, oder Gott, sich mit der menschlichen Natur vereinigen müsse. Ich schließe von der Wahrheit der Bedingungen auf die Wahrheit des SchlußSatzes. Die Bedingungen wird keiner in Zweifel ziehen, der nur zurück denkt, daß die Mittel allemal nach der Absicht eingerichtet seyn müssen, und der zugleich auf dasjenige sieht, was wir oben von demjenigen erfordert haben, welcher der beleidigten Gerechtigkeit Gottes ein Gnüge thun soll. Allein wie stehts um die Folge in meinem vorigen Schlusse: Braucht diese noch einen fernern Beweis, oder kann man sie nicht schon unter die unläugbaren zählen? Man braucht nur eine geringe Aufmerksamkeit anzuwenden, um die Richtigkeit derselben einzusehen. Wie kann der Mittler alle unangenehmen Folgen der Sünde, die den Menschen selbst angehen, als unangenehme Folgen in Ansehung der Menschen erkennen, woferne er sie nicht selbst empfunden hat, wie kann er sie empfunden haben, wofern er nicht selbst ein wahrer Mensch ist.

§. 13.

Das zweyte was ich von einem solchen Mittler erfordert habe, ist dies: Er muß sterben und wiederum auferstehen. Ich beweise diesen Satz auf folgende Art: Alles dasjenige, wodurch die Hindernisse des Vertrauens der Menschen von ihrer höchsten durch die göttliche Gnade zu erhaltenden Glückseeligkeit können weggenommen werden, muß derjenige leisten, der die MittlerStelle vertreten will. Nun glaube ich mit Grunde behaupten zu können,

nen, daß dadurch, wenn der Mittler stirbt, und wiederum aufersteht, gewisse Hindernisse des Vertrauens der Menschen, der Gnade Gottes und der höchsten Glückseeligkeit theilhaftig zu werden, völlig wegfallen. Wer wollte also zweifeln, daß der Mittler nicht sterben und wiederum auferstehen müsse. Der Obersatz dieser Schlüsse ist aus dem Begriffe eines solchen Mittlers klar. Er muß alle unangenehme Folgen der Sünde tilgen. Ist dieses aber nicht eine von den wiedrigsten, daß die Menschen sich selbst gelassen, durch die in dieser Welt befindlichen Widerwärtigkeiten beunruhigt werden und nicht Stärke des Geistes genug haben, sich die Güte Gottes so lebhaft vorzustellen, als es zur Ueberwindung jener Verdrießlichkeiten nützlich und nöthig ist. Es muß also der Erlöser eine solche Stärke des Geistes in der Seele der Menschen herfürbringen. Da nun diese Stärke das Vertrauen auf Gott setzt: so muß der Mittler ein solches lebendiges Vertrauen in der Seele der Menschen wirken. Es kommt also alles auf den Beweis des Untersatzes an. Ich führe denselben also: Wenn 1) dies, daß die Menschen aus der Erfahrung einsehen, daß sie in diesem Leben nicht zur höchsten bey ihnen möglichen Glückseeligkeit gelangen, und 2) dies, daß die Möglichkeit der Auferstehung ihrer Leiber den wenigsten begreiflich ist, sie an der Ueberzeugung von ihrer Glückseeligkeit hindert: so folgt, daß dadurch, wenn sie sehen, daß der Mittler stirbt und wiederum aufersteht, ganz gewiß seyn können, sie könnten auch einmal nach diesem Leben zu der höchsten bey ihnen möglichen Glückseeligkeit gelangen. Die Bedingung wird ein jeder, der nur auf die Erfahrung ein wenig aufmerksam ist, leichtlich zugeben. Die Folge erhellet daher: Sehen die Menschen, daß einer, der mit ihnen einerley Beschaffenheit hat, stirbt, und nach dem Tode zur höchsten Glückseeligkeit gelangt, so entspringt bey ihnen eine vollständige Gewißheit, daß ein gleiches bey ihnen höchst möglich sey.

§. 14.

§. 14.

Das dritte, was ich von einem Mittler erfordert habe, daß er nemlich den Menschen ein Beyspiel der Liebe geben müsse, brauche ich nicht weitläuftig zu beweisen. Dies erhellet daher, weil ein solcher Mittler den Regeln wahrer Vollkommenheiten, und also den göttlichen Vorschriften gemäß handeln muß; theils, um nicht selbst noch mehrere Unordnungen in der Welt zu stiften, theils, um die Menschen zu überführen, daß sie eben so, wie er selbst, vergnügt und vollkommen leben können, wenn Gott mit ihnen vereinigt ist.

VII.

Jac. Rawens Abhandlung, von den schädlichen Wirkungen der Ueppigkeit in einem Staate.

§. 1.

Man hat bisher noch nicht einig werden können, ob man die Ueppigkeit als eine Pest eines Staates, oder als einen unverwerflichen Zeugen seines Flores ansehen soll. Bey den Römern darf man gewiß keine LobRedner derselben suchen. Ich wüßte keinen, der nicht mit Zorn und Verachtung von derselben geschrieben hätte. Die Römer suchen sogar die Ursache des Unterganges ihres Staats in der durch die Reichthümer anderer Länder bey ihnen eingeführten Ueppigkeit, und nennen ihren Staat glücklich, so lange er diese Pest noch nicht kannte. Man kann davon beym **Livius, Tacitus, Cicero** und andern viele Stellen finden. In den

 neuern

neuern Zeiten hat man uns überreden wollen, daß der Staat von der Ueppigkeit wirkliche Vortheile zu erwarten habe, und daß, wenn dieselbe ja ein Uebel wäre, man dasselbe entweder zu den nothwendigen, oder doch zu den weniger schädlichen Unbequemlichkeiten eines Staates rechnen müste. Der Herr von **Melon** hat in seinen gesammleten Schriften über die Handlung und Manufacturen eine Abhandlung von der Ueppigkeit. Er leitet den Tadel derselben aus einem neidischen Gemüthe, aus einer gar zu finstern Moral her. Er nennet sie eine außerordentliche Verschwendung, welche Reichthümer und eine sichere Regierung verursachen; eine nothwendige Folge des Ueberflusses die der Trieb zur sinnlichen Vergnügung hervorbringt und die ein neuer Bewegungs-Grund zur Arbeit wird. Er glaubt, daß es sehr wenige Arten der Ueppigkeit gäbe, die dem Staate schädlich sind, und will aus verschiedenen besondern Fällen zeigen, daß die Ueppigkeit dem Staate Vortheile gebracht habe, und daß sie durch Gesetze nicht einzuschränken sey. Der Hr. von **Justi** *) beschreibt uns die Ueppigkeit als ein nothwendiges Uebel eines Staates, das aber auch wichtige Vortheile zur Begleitung hätte, und daß ein Staat weit glücklicher sey, wo die Ueppigkeit, als wo der Geitz herrschet. Eben dieses Urtheil hatte schon vorher Herr **Hume** **) gefället. Diese Männer haben das Schicksal aller Gelehrten erfahren, daß man ihnen widersprochen hat. Der Abt von **Mably** ***), der Herr **Mirabeau**

*) in seinen GrundSätzen der Policey im 18 Hauptstücke, sonderlich im 313 §.

**) die Abhandlung desselben ist in des ab Imagine Gedanken von der großen LandesWirthschaft und zwar im 7den Stück übersetzt zu finden.

***) in seinem vortreflichen Buche: des principes des negociations p. 238.

beau *), der Schwedische Graf **Gillenborg** **) und der Dänische Verfasser der Briefe von der Verschwendung und ihren schädlichen Folgen für den Staat ***) haben das Gegentheil mit lesenswürdigen Gründen vertheidiget.

§. 2.

Ohne Zweifel sind diese verschiedene Urtheile aus den verschiedenen GesichtsPunkten entstanden, in welchen man die Ueppigkeit erblicken kann. Warum tadeln die Römer dieselbe so stark? Irre ich nicht, so ist der Grund davon theils in der Beschaffenheit ihres Staats, theils in den Gegenständen ihrer Ueppigkeit zu suchen. Die Römer hatten bey ihrer StaatsVerfassung nur die einseitige Absicht, mächtig zu werden, und sich über andere Völker zu erheben. Die Erwerbung der Reichthümer durch kunstreiche Bemühungen war nicht ihr Werk. Die Alten versichern uns, daß die ersten Römer eine sehr armselige und strenge LebensArt geführet haben, sie hatten im Anfange nicht einmal Brodt, sondern ihre Speise wurde aus Mehl, Wasser und EyerKäse zubereitet. Ihre Helden werden uns in einer mit Armseligkeit vermischten Tapferkeit geschildert. Da nun bey diesen Umständen ihre auswärtigen Kriege sonderlich in Asien ihnen die Schätze der Welt erwarben, und sie alles, was die Wollust zum Vergnügen darbiethen kann, in ihren Mauern zusammen schlepten: so machte dieser plötzliche Uebergang von der Armuth zum Reichthum ihr Gemüth zu tapfern Thaten ungeschickt, und die Weichlichkeit war dem Gebrauch dieser Güter als ein Eigenthum beygesellet. Sehet da einen Grund, warum die Pracht bey ihnen

*) s. l'ami des hommes T. I. p. 454.

**) in der Rede von den alten Gesetzen wider die Pracht und Ueppigkeit. 1758.

***) sie sind in vorigem Jahre zu Koppenhagen übersetzt herausgekommen.

ihnen kein Lob verdienen konnte? Ueberdem suchten die Römer ihre meiste Herrlichkeit in prächtigen Gastmählern, kostbaren LustSpielen und Geschenken an das Volk, dadurch wurden sie faul, niederträchtig, weichlich und von ihrer ersten Tugend entwöhnet. Abermal ein Grund, warum die Ueppigkeit bey ihnen denjenigen, die darüber nachdachten, tadelhaft scheinen mußte. Diese Gründe fallen bey uns weg. In unsern Staaten treibet man auch die Künste, welche Reichthum und Ueberfluß verschaffen können. Dadurch geschieht es, daß die Ueppigkeit zunimmt, nachdem der Reichthum des Landes zunimmt, der schleunige Fortgang derselben kann daher keine so üble Folge wirken. Man sucht auch bey uns in andern Dingen die Ueppigkeit und Pracht zu zeigen, als bey den Römern. Gebäude, Kleider und andere äußere Dinge werden bey uns ausser der Pracht in Essen und Trinken, Arten der Ueppigkeit. Ich will nicht sagen, daß wegen der Abwesenheit dieser Gründe, welche die Römer hatten, die Ueppigkeit zu tadeln, dieselbige bey uns zu loben sey. Ich würde sonst die Antwort auf die Frage: **Ist die Ueppigkeit dem Staate nützlich?** eher geben, als ich die Untersuchung derselben angefangen hätte.

§. 3.

Die Untersuchung der Wahrheit erfordert richtige Begriffe, wenn sie nutzbar werden soll. Ich will mich bemühen, den Begriff von der Ueppigkeit zu bilden. Er ist schwer; theils, weil die Gegenstände zu verschieden sind, in welchen sich die Ueppigkeit zeiget, daher fast jeder einen andern Begriff mit diesem Worte verbindet; theils weil die Ueppigkeit unter gar vielen Umständen erwogen werden muß, und sich nur erst durch die Betrachtung verschiedener Umstände bestimmen läßt. Leute aus einem Lande, wo man in StrohHütten wohnet, werden schon in armseligen Städten Ueppigkeiten finden, und die Einwohner dieser Städte werden ein Paradies anzutreffen

glau-

glauben, wenn sie in eine reiche HandelsStadt, oder in Palläste kommen. Endlich machet auch die Verschiedenheit der Stände den Begriff der Ueppigkeit schwer, indem wir bey dem einen etwas üppig nennen müssen, was bey dem andern standesmäßig ist.

§. 4.

Die Erfahrung berechtiget mich, folgende Sätze zur Bildung des Begriffes der Ueppigkeit festzusetzen:

1) Man saget niemals, daß da Ueppigkeit herrschet, wo man sich mit den unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens behilft, wo die Sparsamkeit die Gerichte aufträget, wo ein leinener Kittel und ein armseliges Haus für die Anfälle der Wärme und Kälte schützet.

2) Der Gebrauch derjenigen Bequemlichkeiten des Lebens, die entweder überhaupt durch die Gewohnheit nothwendig gemacht sind; oder die wenigstens für diejenige, welche sich derselben bedienen, für standesmäßig gehalten werden, verdienet noch nicht den Namen der Ueppigkeit.

3) Die Bequemlichkeiten, deren Gebrauch die Pracht ausmacht, werden für diejenigen, die sich derselben bedienen, für entbehrlich geachtet. Z. E. man nennet es eine üppige LebensArt, wenn die geringern es den höhern gleich zu thun suchen, und wenn diese dagegen anfangen, neue Arten der Ausgaben in ihrer LebensArt einzuführen; wenn ein Graf fürstlichen, ein Fürst herzoglichen Staat machet.

4) Die Bequemlichkeiten gehören vorzüglich zur Pracht, die kostbar und bisher ungewöhnlich gewesen sind. Es sind der Ueppigkeit gewisse Sachen hauptsächlich eigen. Sie hält sich an die Kunst, und wendet dasjenige an, was dieselbe verfertiget. Das in die Augen fallende gehöret für sie. Kost-

bare Zeuge zu Kleidern, und die stetsveränderte Form derselben, seltene Zierrathen an Häusern und Gärten, die Menge der Bedienten, die Pracht der Mahlzeiten und die ausserordentlichen Ausgaben für solche Dinge, die die Bequemlichkeit der Lebens-Art nicht verbessern, sondern nur äußerlich nach den Vorurtheilen der Menschen verschönern, verdienen der Namen der Ueppigkeit. Der Begrif der Ueppigkeit ist daher meiner Einsicht nach dieser: **Der ungewöhnliche und überflüßige Gebrauch kostbarer und entbehrlicher Bequemlichkeiten des Lebens machet die Ueppigkeit oder den Pracht aus.** Der Herr von Justi sagt am angeführten Orte: Die Ueppigkeit bestehet in den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, welche der gröste Theil der in der Republik lebenden Menschen sich nicht verschaffen kann. Die nachfolgenden Worte dieses Gelehrten zeigen, daß er keinen andern Gedanken bey dieser Beschreibung gehabt, als den ich in der gegebenen Erklärung ausgedrückt habe. Der Herr von **Melon** drückt sich so aus: Die Ueppigkeit ist eine Folge einer wohl eingerichteten Regierung. Wer an allem einen Ueberfluß hat, will desselben auch zu seinem Vergnügen geniessen, er suchet deswegen solche Dinge, die ein Armer nicht im Stande ist, zu bezahlen. Ich will die Wahrheit des ersten Gedanken in dem folgenden untersuchen. Irre ich mich aber nicht, so sagt er hier nichts anders, als, daß die Ueppigkeit ein Aufwand auf kostbare, und nur zum Vergnügen gereichende oder entbehrliche Sachen sey.

§. 5.

Nachdem etwas der wesentlichen Absicht einer Sache entweder Hindernisse setzet, oder Vortheile bringet, nachdem ist es derselben schädlich oder nützlich. Die gemeinschaftliche

schaftliche Sicherheit, und die Erwerbung und Gebrauch der Güter, welche unser Leben froh machen, sind der wesentliche Zweck der Staaten. Darnach also müssen wir es beurtheilen, ob die Ueppigkeit einem Staate schädlich oder nützlich, und ob sie mehr schädlich als nützlich sey?

§. 6.

Der Mangel des Triebes, seine Kräfte zu großen Unternehmungen anzuwenden, heißt die **Weichlichkeit.** Eine unmittelbare Folge derselben ist der wenige Eifer für die Sicherheit des Staats zu wachen. Die Weichlichkeit hindert folglich die Sicherheit, und ist daher dem Staate schädlich. Diejenigen Arten der Ueppigkeiten also, die zur Weichlichkeit führen, sind einer HauptAbsicht des Staats zuwider.

§. 7.

Es giebt aber solche Arten der Ueppigkeit. Der überflüßige Gebrauch der LebensMittel, welchen wir die Schwelgerey nennen, und die Menge unnützer Bedienten sind die Erzeuger der Weichlichkeit. Jene wirket eine unnöthige Verschwendung der Zeit und der Kräfte, die zu bessern Absichten angewendet werden könnten, sie machet die Bedienten des Staats schläfrig und nachläßig in der Beobachtung ihrer Pflichten, und weil bey diesem Verhalten der Trieb zu den sinnlichen Vergnügungen über die andern Triebe der Seele sieget: so unterdrückt sie die Ehrbegierde, welche die Bürger am meisten zu der Vertheidigung ihres Vaterlandes, und zur Ausführung großer Absichten ermuntern muß. Die Schwelgerey hat allezeit zu der Unsicherheit eines Staates und folglich zu dessen Umsturz vieles beygetragen. Wer besinnet sich nicht gleich auf das Exempel der Perser, die mehr durch ihre eigene Wollüste als durch die Tapferkeit der Griechen überwunden wurden? Gieng nicht Babylon dadurch verlohren, weil in seinen Mauern die

Schwel-

Schwelgerey herrschte, da unterdessen in dem Lager des Cyrus alles zu ihrem Untergange wachte? Wenn der Herr von Melon glaubt, daß die Ueppigkeit die ehrbegierige Eifersucht im Kriege nicht daniederschlägt: so denkt er auf andere Gegenstände derselben. Die Menge der Bedienten wirket den Müßiggang, so wohl bey dem, der den Ueberfluß an Bedienten hat, als auch bey den Bedienten selbst. Und ist nicht der Müßiggang der Sicherheit und dem Eifer für die Beschützung des Landes schädlich? Selbst im Kriege schadet die unnütze Menge der TroßBuben, weil sie beschwerlich und im Stande ist, eine Armee in HungersNoth zu bringen, welche vermieden werden könnte, wenn nicht so viele unnütze Mäuler da wären.

§. 8.

Die hauptsächlichsten Regeln, nach welchen der Staat einzurichten ist, wenn seine Bürger reich und glücklich werden sollen, sind nach dem Urtheil der Kenner folgende: Der Fleiß der Unterthanen muß zur Arbeit, zu nützlichen Erfindungen und Verdiensten ermuntert werden. Man muß das Land zu bevölkern suchen. Der Handel muß nicht gestöhret sondern durch alle Mittel befördert werden. Man muß die Menge des baaren Geldes im Lande nicht zu verringern, sondern zu vermehren suchen. Wenn die Ueppigkeit diesen besondern Regeln zuwider ist, so wird sie dem Staat schädlich.

§. 9.

Ich will hier noch einen Satz untersuchen, auf welchen man bey Bestimmung der Regeln, die zur Glückseeligkeit des Staats beobachtet werden müssen, nicht genug zu sehen pflegt. Man glaubt insgemein, es sey gleich viel, in wessen Händen sich der Reichthum des Staats befinde, wenn er nur im Lande bliebe. Allein ich glaube, berechtiget zu seyn, zu behaupten, daß das Augenmerk der Regierung sich wachsam beweisen muß, um

alles dahin einzurichten, daß der Reichthum des Staats unter den Mitgliedern desselben, nach einer regelmäßigen Verhältniß im Umlaufe erhalten werde, damit kein Glied durch Armuth dem andern zur Last werde, und ein jedes sich im Stande befinde, das Beste des Staats zu befördern. Denn wenn sich der Reichthum des Landes in den Händen einiger nur befindet; so macht dieses, daß die andern Mitglieder des Staats, wenn sie leben wollen, von ihnen abhängen, und daß folglich nicht ein jeder nach seinem Zustande bequem in der Republik leben kann. Dieses bewirket, daß die armen Mitglieder der Republik nicht kräftig genug das Ihrige zum Nutzen des Staats beytragen können, weil die Armuth sie niederschlägt. Wollte man auch sagen, diejenigen, welche den Reichthum des Staats in Händen haben, können andern Mitgliedern unter die Arme greifen: so lehret doch die Erfahrung genugsam, daß der Wille, andern mitzutheilen, bey den Reichen mehrentheils sehr schwach sey, ich will nicht sagen, daß auch bisweilen die Kräfte dazu fehlen. Ist dieses gegründet, so folget dieser Satz: Die Ueppigkeit ist dem Staate schädlich, wenn sie machet, daß die regelmäßige Circulation des Geldes im Staate verhindert, und viele Mitglieder des Staates arm werden.

§. 10.

Wir wollen jetzt untersuchen, wie die Ueppigkeit wider die im 8 und 9 §. angegebenen Regeln, die Glückseeligkeit eines Staats zu befördern, streiten, und dem Staate zum Nachtheil gereichen könne. So wie die Ueppigkeit, wenn sie in der Schwelgerey und in der Menge der Bedienten sich zeiget, dem Staate schaden kann, indem sie denselben unsicher macht (§. 7.): so ist sie auch die Ursache von dem verminderten Fleiße der Unterthanen, weil sie dieselbigen zur Arbeit unfähig und träge macht.

§. 11.

Wo die Ueppigkeit herrschet, da machet sie, daß diejenigen am meisten in Ansehen sind, die es darinn andern zuvor thun können. Verdienste, wenn sie nicht in äußerlicher Pracht erscheinen, sind verachtet, und man mißt die Wichtigkeit einer Person nach der Größe ihres Einkommens ab. Daher entstehen die falschen Begriffe der Leute von den Verdiensten. Man sucht dieselben nur bey solchen, welche sich äußerlich sehen lassen können, daß sie viel Rabnerischen Verstand haben. Sollte nicht dadurch die Ueppigkeit eine wahre Hinderniß des Fleißes der Unterthanen und der Bemühung um wahre Verdienste werden?

§. 12.

Die Ueppigkeit kann auch die Bevölkerung eines Landes auf verschiedene Art hindern. Die Sorge des Regenten muß sich hier thätig beweisen, um so wohl die Hindernisse der Vermehrung der Unterthanen aus dem Wege zu räumen, als auch Fremde ins Land zu ziehen. Zu jenen Hindernissen gehöret, 1) wenn die Leute vom Heirathen abgeschrecket werden. Die Ueppigkeit kann diese Hinderniß setzen. Man soll standesmäßig leben. Kaum wollen die Einkünfte hinreichen, daß man die Ausgaben bestreiten kann, die man für sich machen muß. Wie will man im Stande seyn, eine Frau und Familie zu ernähren? Man muß in der That sagen, daß unser Frauenzimmer üppig ist, alles wird auf den Putz gewandt, man achtet die Geschenke der natürlichen Bildung nicht, man glaubet seiner Schönheit erst einen Werth zu geben, wenn man sich mit allerley PuppenWerk behänget. Sollte nicht dieses die Männer oft abschrecken, für die Vermehrung des Staats regelmäßig zu sorgen. Es ist 2) eine Hinderniß der Vermehrung der Unterthanen, wenn entweder wenig gebohren werden, oder, wenn die Gebohrnen ungesund sind, und nicht zu den Jahren gelangen, die der Mensch ordentlicher Weise erreichen kann. Die Ueppigkeit ist bisweilen an die-

sen Uebeln Schuld. Ich will ein Exempel geben: Unser Frauenzimmer fängt itzt häufig an, sich im Ehestande noch jungfräulich zu kleiden. Die Schnürbrüste sollen es verhindern, daß man die Früchte des Ehestandes nicht erblicket. Der arme Wurm, der unter dem mütterlichen Herzen ruhet, muß sich nach der Schnürbrust bequemen. So wie dieses gar leicht eine Ursache des Todes der Frucht werden kan: so ist es gewiß eine verhindernde Ursache ihres Wachsthums. In der Erziehung der neugebohrnen Kinder begeht man in dem Gebrauch gewisser unnöthiger Bequemlichkeiten eine Art der Ueppigkeit, die in der Folge eine Ursache wird, daß die Maschine des Menschen ihre Dauerhaftigkeit verlieret. Ich rechne dahin den unnöthigen Gebrauch der Arzeneyen, das starke Getränk, welches man den Kindern einflößet, gewisse Arten der Kleidung, wodurch man die Kinder zwinget, und dergleichen; wovon man eine lebhafte Beschreibung bey dem Herrn Prof. Krüger in seiner Diät im 2ten Cap. findet. Fremde werden alsdenn am meisten angelocket, sich in einem Lande niederzulassen, wenn die LebensArt daselbst wohlfeil ist. Wo die Ueppigkeit herrschet, brauchet man vielerley Dinge, die an sich betrachtet, unnöthig sind. Dies machet die LebensArt theuer. Beweis genung, daß die Ueppigkeit der Anlockung der Fremden Hindernisse setzet.

§. 13.

Wenn wir bestimmen wollen, ob die Ueppigkeit der Handlung, die so viel zu dem Flore eines Staats beyträgt, schädlich sey: so müssen wir auf alle Fälle genau Acht geben. Der Handel, der in einem Staate getrieben wird, erstrecket sich entweder auf die Waaren, welche das Land selbst hervorbringt, und wird selbst im Lande getrieben, oder er hat ausländische Waaren zum Gegenstande, und wird mit Ausländern gepflogen. Die Ueppigkeit, welche mit den Waaren, die im Lande selbst verfertiget werden, getrieben wird, kann dem Staate, wenn man diesen als

ein Ganzes betrachtet, nicht zum Schaden gereichen. Denn auf diese Art geht kein Geld zum Lande hinaus. Der Reichthum des Staats wird also dadurch nicht geschwächt, folglich ist in diesem Absehen die Ueppigkeit der HauptAbsicht des Staats, im Ganzen betrachtet, nicht zuwider.

§. 14.

Allein da es zur Glückseeligkeit des Staats nöthig ist, daß der Reichthum des Landes unter den einzelnen Mitgliedern des Staats circulire (§. 9.); der überflüssige Gebrauch aber der Sachen, die zur entbehrlichen Bequemlichkeit dienen, und die im Staate selbst verfertiget werden, machen kann, daß einige Bürger sich in Armuth stürzen, und also dieser regelmäßige Umlauf Schaden leidet: so siehet man ein, wie die Ueppigkeit auch hier zum Nachtheil des Staats gereichen könne.

§. 15.

Wenn mit Ausländern Handel getrieben wird: so werden entweder die Waaren, die man von ihnen erhandelt, im Lande verarbeitet und verbraucht; oder sie werden von den Bürgern des Staats weiter nach andern Ländern gebracht. Die Beschaffenheit meines Gegenstandes erfordert es, daß ich nur von dem ersten Falle rede. Werden diese ausländischen Waaren im Lande verbraucht, so sind wir entweder im Stande, den Ausländern wieder so viel zukommen zu lassen, daß der Werth dessen, was wir von ihnen bekommen, den Werth dessen, was wir an sie geben, entweder übersteiget, oder ihm gleich ist, oder ihn nicht erreichet. Wenn wir dies annehmen, so folgen diese Sätze:

1) Wenn das Geld, welches für die Waaren, die zur Ueppigkeit im Lande verwendet werden, an auswärtige bezahlt wird, mehr beträgt, als was durch den Absatz inländischer Waaren ins Land hinein gebracht wird, so muß das Land dadurch ärmer werden, und die Ueppigkeit wird alsdenn dem Staate schädlich.

2) Ist

2) Ist aber die Aus- und Einfuhr gleich, oder übertrift jene diese: so scheinet auch der Aufwand, welchen die Bürger in ausländischen Waaren zur Ueppigkeit machen, dem Staate nicht schädlich zu werden, wenn wir die Sache überhaupt betrachten.

§. 16.

Allein daraus folget noch gar nicht, daß die Ueppigkeit in den beyden im §. 15. angeführten Fällen dem Staate gar nicht schädlich sey. Es folget nur so viel: In den Staaten, wo viele Dinge gearbeitet und ausgeführet werden, wo ingleichen die Ausländer ihre Waaren wieder einführen, und wo dieses nicht zum Nachtheil des Reichthums des Landes geschieht, ist eine größere Mannigfaltigkeit solcher Dinge anzutreffen, die zur Bequemlichkeit und Zierde dienen, als in einem Lande, welches diesen Vortheil nicht hat. Folglich können die Bürger mehrerer Arten der Bequemlichkeiten genießen, als andere. Allein es folget noch nicht, daß der überflüßige Gebrauch dieser Waaren, oder die Ueppigkeit deswegen hier zu loben sey. Denn dieser überflüßige Gebrauch machet doch, daß das Land nicht so viel Nutzen von seiner Handlung hat, als es ohne dieses haben würde. Man setze entweder, daß dieser überflüßige Gebrauch in den Sachen, die im Lande selbst verfertiget werden, geschicht, so wird also nicht so viel ausgeführet, als sonst geschehen könnte; oder man setze, daß er in den Waaren geschicht, die von Fremden eingeführet werden; so gebraucht es also eine größere Menge dieser fremden Waaren, als es sonst gebrauchen würde. In beyden Fällen aber wird es nicht so reich bey seiner Handlung, als sonst geschehen würde. Wer siehet also nicht, daß auch hier die Ueppigkeit dem Staate schädlich werde.

§. 17.

Oft sucht man die Ueppigkeit in Dingen, die unmittelbar den GeldMangel im Staate erregen. Dies

geschiehet, wenn das Gold und Silber eingeschmolzen, und zu Gefäßen und Tressen verwendet wird. Wie schädlich diese Art der Ueppigkeit sey, fällt gar zu merklich in die Augen, als daß es eines weitern Beweises bedürfte.

§. 18.

Wenn ich alles dieses überlege, so weis ich nicht, ob ich der Ueppigkeit eine LobRede halten darf. Mich deucht immer, daß diejenigen, die so sehr zu ihrem Lobe geeifert haben, den rechten Gebrauch der Bequemlichkeiten von dem überflüßigen Gebrauch nicht recht unterschieden haben. Jener ist niemals zu tadeln. Der Bürger muß in dem Genuß der Annehmlichkeiten des Lebens nicht gänzlich eingeschränket werden, und je mehr ein Land gesegnet ist, desto mehr ist dieser Gebrauch zu verstatten. Allein so bald dieser Gebrauch ausartet, wird man schädliche Wirkungen im Staate davon bemerken. Wie soll man aber wissen, ob die Bürger des Staats sich der Bequemlichkeiten des Lebens überflüßiger bedienen, als sie sollten, oder wie soll man wissen, ob die Ueppigkeit im Staate herrsche? Dieser Frage nebst der Untersuchung von den Mitteln wider die Ueppigkeit, will ich meine Gedanken in einer andern Abhandlung widmen.

VIII.

W. Lummens

Nachricht

von einer OckerErde, allerley Conchylien, schönen WalkerErde und verschiedenen Märgel-Arten, welche bey Jena angetroffen werden.

Man wird selten ein Land finden, welches nicht von der gütigen Natur ein besonderes Eigenthum erhalten hat, wodurch es sich von allen übrigen Ländern unterscheidet. Fehlen gleich diesem oder jenem Strich Landes einige Stücke, welche seinen Einwohnern unentbehrlich sind, so reicht es doch manchmal wiederum aus seinem Schooße solche Dinge dar, an welchen die angrenzenden Provinzen Mangel leiden. Sollte die Erfahrung diesem Satze in einigen Fällen zu widersprechen scheinen, so würde man sich doch sehr irren, wenn man ihn deßwegen als falsch ansehen wollte. Wie viele unschätzbare Dinge hat nicht die Natur unsern Augen in ihrem Innern verborgen, die sie nur denen zeiget, welche ihren geheimen Gängen unermüdet nachforschen. Wie viele Dinge liegen nicht vor unsern Augen, deren Werth uns sehr gros erscheinen würde, wenn wir sie mit mehrerer Aufmerksamkeit betrachteten. Beschäftigungen von dieser Art aber sind ungemein rar. Man überläßt sie solchen Personen, denen die Geschicklichkeit fehlet, etwas Ungewöhnliches und Nützliches bey denen Dingen zu entdecken, womit sie täglich umgehen. Ein Gelehrter kann sich nicht allemal mit einzelnen Gegenständen, die in die Sinne wirken, und Künstlern und Handwerkern nützlich sind, mühsam abgeben.

Darf man sich daher wohl wundern, warum die Wissenschaften, welche einen unmittelbaren Einfluß in das Wohl des Staats haben, heutiges Tages noch so wenig ausgearbeitet sind; warum so viele ausländische Waaren mit unsäglichen Kosten in unsere Länder geholet werden, die in unserm eigenen Bezirke anzutreffen sind, die wir mit leichter Mühe entdecken würden, wenn wir nur eine genauere Untersuchung anstelleten.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die Gebirge um Jena viele Dinge in ihren Innern verborgen haben, welche wenigstens zum allgemeinen Nutzen der hiesigen Einwohner dienen können. Man findet an vielen Orten die gewissesten Kennzeichen eines daselbst befindlichen Metalls. Die Erde, welche sich an dem Fuße mancher Berge befindet, ist mit allerley Glimmerarten gleichsam besäet. Alle Arten von Chrystallen befinden sich an vielen Orten in ziemlicher Menge. Viele Steine sind von metallischen Adern durchdrungen.

An den Füssen des Haus- und GenseBerges trift man eine unsägliche Menge großer Steine an, welche ein vollkommenes EisenErz darstellen. Der Fuß des letzten Berges zeigt gleich unter dem GempenBache an der Saale etliche Zoll unter dem Sande die schönsten Eisen-Adern. Ihre Farbe ist wie polirtes Eisen. Ich habe sie geröstet, und durch Hülfe des Magneten wurde ich gewahr, daß sie viel Eisen in sich enthielten.

Doch ich will die Entdeckung bekannt machen, welche mir bey der Gelegenheit, da ich mit einem spitzigen Hammer den vorher noch nicht geöfneten Gängen der EisenAdern an dem Fusse des Genseberges nachspürete, in die Augen fiel. Ein Schuh lang über und unter der Ader, denn so weit habe ich nur die Erde geöffnet, hatte die Erde eine hohe gelbrothe Farbe. Sie war sehr sandigt. Ich wurde aber gewahr, daß sie einen ungemein zarten Staub fallen ließ, wenn ich sie mit den Fingern zerrieb. Dies machte mich auf-

aufmerksam. Deßwegen nahm ich eine ziemliche Menge davon mit auf meine Stube, um weitere Versuche damit anzustellen. Meine erste Muthmaßung trieb mich an, diese Erde wie ein EisenErz zu rösten, weil ich vermuthete, daß ihre Farbe und Schwere Zeugniß gäben, daß sie ihr Daseyn einem zerfallenen EisenErze zu danken hätte. Ich war nicht unglücklich in dieser Meynung. Ich brachte durch Hülfe des Magneten einen ziemlichen Theil Eisen nach der Röstung heraus. Die zweyte Absicht, welche ich mit dieser Erde ausführen wolte, bestand darinn, daß ich die zarte staubigte Materie, womit sie vermischt war, in Ansehung ihrer Farbe näher kennen lernen wollte. Ich legte sie also klar zerrieben in ein Gefäß mit Wasser, damit das Reine von dem Unreinen geschieden würde, die gröbern irdischen Theile sich niedersetzen und das wenige Schwere in dem Wasser hängen bleiben möchte. Nachdem ich alles unter einander gemengt, und das Gefäß ein paar Minuten hatte still stehen lassen, goß ich das Wasser, welches schön gelb gefärbet war, in ein anderes reines Glas, und ließ es so lange in Ruhe, bis alles gesunken war. Den Boden-Satz setzte ich ans Feuer zum Abrauchen. Auf diese Weise erhielt ich aus drey Theilen von diesem Sande, zwey Theile gelbe zarte Erde, welche dem besten englischen Ocker an Farbe und Feinigkeit in keinem Stücke etwas nachgiebt. Sie ist so zart, daß man durch Hülfe derselben die feinsten Striche auf Leinewand und Papier mahlen kann, ohne daß man sie vorher klar reibet, oder mit gewissen Feuchtigkeiten vermischt. Sie vereiniget sich mit dem Oele und ist in dieser Verbindung zu den feinsten Mahlereyen geschickt. Ihre Theile dringen in die Zwischenräume der Haut und des Leders. Sie kann daher den Beutlern ein Hülfsmittel seyn, das Leder zu Handschuhen und Beinkleidern gelb zu färben.

Man darf nicht glauben, daß der Ocker ein so geringes Product der Natur sey. Die Engelländer, welche in der Ausübung der Oeconomie noch zur Zeit mit allen Nationen

um den Vorzug streiten, wissen den Werth desselben sehr zu schätzen, und ziehen durch die Ausfuhr ihrer OckerErde in andere Länder starke Summen.

Es ist zwar wahr, wenn man blos nach dem äußerlichen Ansehen urtheilen will, so kann man sich diesen Nutzen nicht von dem Jenaischen Ocker versprechen, daß man andere Provinzen damit versorgen könnte. Allein wäre denn dies nicht schon vortheilhaft, wenn nur auf diese Weise das Geld ersparet würde, welches die Innwohner für diese Waare aus dem Lande schicken. Es sey auch, der Werth dieser Materie betrüge nicht mehr als die Unkosten, welche auf die Bezahlung der Arbeiter verwendet werden müsten. Wäre dies nicht schon ein merklicher Vortheil? Sieht man sich nicht schon auf diese Art in den Stand gesetzt, einer größern Anzahl von Einwohnern Arbeit und Nahrung zu verschaffen? Es wird aber auch niemand den Schluß billigen: Auf der Oberfläche des Fusses des Genseberges zeigen sich nur dünne Schichten von OckerErde, folglich darf man nicht vermuthen, daß eine große Menge davon in dieser Gegend vorhanden sey. Wir würden sehr wenigen Vorrath von Metallen und Mineralien haben, wenn dieser Schluß eine allgemeine Ueberzeugung schafte. Das, was wir auf der Oberfläche der Erde sehen, ist öfters nur eine Anweisung, welche uns die Natur giebt, wo wir suchen sollen, um ihre tiefverborgene Schätze zu entdecken. Und die Erfahrung ist fast allgemein, daß die Foßilien und Mineralien, welche in der Tiefe in ihrer höchsten Vollkommenheit und Reinigkeit gefunden werden, am Tage, wie man zu reden pflegt, weit unvollkommener und mit vielen fremden Materien vermischt sind. Man kann also mit der grösten Wahrscheinlichkeit schließen, daß, wenn sich nur jemand Mühe gäbe, der von mir erwehnten Schichte des Jenaischen Ockers tiefer nachzugraben, seine Mühe durch eine Entdeckung einer weit größern Menge schönerer OckerErde würde belohnet werden, vornemlich da diese Schicht sich durch die ganze

Breite

Breite des Grundes dieses Berges erstreckt. Vielleicht würde man auch bey dieser Gelegenheit auf eine bessere Spuhr der EisenAdern kommen, die sich in dem Ocker befinden und schon auf der Oberfläche ein gar zu merkliches Ansehen geben.

Ausser dieser schönen OckerErde befindet sich in diesem Berge eine unzehlige Menge von allerley Conchylien. Einige sind gemeine kleine Schnecken, andere aber sind schon von seltener Art. Ich habe sehr viele gefunden, die aus 4. 5. bis 6. SpiralLinien bestehen, welche so übereinander gewickelt, daß sie auf beyden Seiten gleich stark zu sehen sind, und welche von einigen Schriftstellern wegen ihrer äußerlichen Figur Posthörner, Widderhörner (cornua ammonis) überhaupt genennet werden *). Die Größe dieser kleinen Körper ist sehr unterschieden. Einige sind so klein, daß man sie kaum mit bloßen Augen erkennen kann. Vielleicht finden sich unter diesen Conchylien natürliche AmmonsHörner von der eigentlich sogenannten Art, wenn ein Liebhaber dieser Dinge sie gehörig durchsuchte.

Eine andere Art von Erde, welche man an eben demselben Orte antrift, hat vor allen andern mir bekannten Arten, die um Jena gefunden werden, einen unendlichen Vorzug. Sie liegt in ganz dünnen Schichten zwischen einer grauen sandigten Erde, wenn man nur etwas weiter von der Gegend des Ockers an der Saale hinunter geht. Auf der äußersten Fläche ist diese Erde hart, je weiter man aber gräbt, desto weicher ist sie. Sie hat eine OlivenFarbe. An der Luft ist sie etwas blasser, als in der Tiefe. Wenn man sie anfaßt, so spühret man dieselbe Empfindung, welche man hat, wenn man eine harte trockene Seife angreift. Im Wasser wird sie zu einem zarten unbegreiflichen Pulver, welches eben so zart und krumigt ist, als die Seife im Wasser aufgelöst zu seyn pfleget.

*) Siehe Lessers Testaceotheologie. §. 41.

get. Ohne Reiben und Schütteln wird man sie schwerlich völlig im Wasser auflösen können, welches ohne Zweifel ihrer großen Fettigkeit zugeschrieben werden muß. Man darf sie nur mit Wasser vermengen, um die Flecken in kurzer Zeit aus den wollenen Zeugen zu bringen. Im Feuer prasselt sie, zerspringt in kleine dünne Blätgen und stößt bisweilen einige Funken von sich.

Ob ich gleich niemals eine ächte Englische Walker-Erde gesehen habe, so kann ich doch nicht umhin, diese Erde mit jener für völlig einerley zu halten. Die Beschreibungen, welche die Engelländer und andere Schriftsteller von derselben gebildet haben, fassen alle diese und keine andern Kennzeichen in sich, welche bey dieser Erde vereinigt angetroffen werden. *)

Es kommt also blos darauf an, ob ein Patriotisch-Gesinnter diese Spur, welche meines Wissens von keinem, weder von dem Schutteus noch von dem Verfasser der in einem Bogen bestehenden Nachricht der Jenaischen Foßilien, sind bemerkt worden, weiter nachforschen wird, um eine Erfindung zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, von welcher Jena und die hiesigen Lande sich die größten Vortheile versprechen könnten. Man müßte die Einkünfte der Engelländer nicht kennen, wenn man nicht wüste, daß der Nutzen, den sie durch die WalkerErde ihren WollenManufacturen verschaffen, jene auf eine merkliche Weise erhöhen. Ich habe noch keine Englische Beschreibung von der WalkerErde gelesen, in welcher der Verfasser seine Leser nicht dadurch zur Aufmerksamkeit locken will, daß er zu verstehen giebt, er wolle von einer Waare von großem Werthe und Wichtigkeit reden, von einer

Waare

*) Siehe die allgemeine Haushaltungs- und LandWissenschaft, im ersten Theile, S. 124. und vornemlich des Herrn von Dangueil Anmerkungen über die Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Grosbritannien, S. 83-85.

Waare, auf welche die Englische Nation stolz seyn könnte, und welche weder Frankreich, noch Holland aufweißen könnten. Man kann diese kleine Prahlerey nicht tadeln, wenn man ihre übermäßige Freude über den Nutzen dieses Produktes betrachtet. Die Englischen Tücher würden ohne Streit keinen so großen Vorzug vor allen übrigen haben, wenn andere Nationen entweder eine solche WalkerErde besäßen, oder die Politik der Engelländer die Ausfuhr dieser Erde nicht durch geschärfte Gesetze verboten hätte. Eben diese grüne Erde habe ich auch oben auf der nach Jena zu abhängigen Fläche des GenseBerges häufig gefunden. Ich habe an verschiedenen Stellen ungefehr einen Fuß tief gehackt.

Man trift noch eine andere Art von MärgelErde, unter welchem Geschlechte die WalkerErde mit begriffen ist, an dem Fuße des Berges vor dem hiesigen EngelThore in großer Menge an. Sie liegt blätterweise übereinander. Ihre Farbe ist braunroth. Sie ist von großer Schwere. Im Wasser zerfällt sie durch ein gelindes Schütteln. Im Feuer verursacht sie gleich der vorigen Erdart ein kleines Prasseln. Sie ist sehr fett, und ihre Theile verliehren sich bey dem Anfühlen in den Zwischenräumen der Haut, doch muß sie der ersten Art von Erde in diesem Stücke den Vorzug lassen. Fett- und DintenFlecke werden in kurzer Zeit auf wollenen Zeugen nicht mehr gesehen, wenn sie mit dieser aufgelösten Erde gewaschen werden. Dieselbe Erde, doch sandigter, findet man so wohl am Fuße als auch in der Mitte des GenseBerges sehr häufig.

Die MärgelErde überhaupt ist ein vortrefliches VerbesserungsMittel der Felder, wenn sie auf eine gehörige Weise gebraucht wird. Sie nutzt den Feldern auf 10, 20 bis 30 Jahr. Es würde meiner Absicht zuwider seyn, wenn ich von dem Gebrauche des Märgels weitläuftig handeln

deln wollte. Die Engelländer, welche den Gebrauch des Märgels zu dieser Absicht am besten kennen, und in ihren Schriften bekannt gemacht haben, können mich dieser Mühe überheben. *)

VIIII.

Joh. Nic. Weissers Versuche über die Einflüsse des Mondes auf unsern Erdboden.

Mehr als einmal habe ich mich meines Versprechens erinnert, das ich ihnen, meine Herren! in einer kleinen Abhandlung, die die Meynung eines gewissen Italiänischen Gelehrten von dem Einflusse der Himmels Körper auf unsern Erdboden und dessen Produkte prüfet, gegeben. Und mehr als einmal habe ich die Erfüllung desselben gewünschet, die ich jetzt, nachdem meine Abhandlung in unseren gesellschaftlichen Schriften einen Platz erhalten hat, nicht mehr, Ihnen allein, sondern mehrern Liebhabern der Natur schuldig bin, ungeachtet ich vielleicht besser gethan haben würde, wenn ich mich nie in die Untersuchung und Entscheidung einer so schweren Frage eingelassen hätte. Ich habe hier freylich einen Schritt gethan, der nicht wenigen gefährlich, aber auch um deßwillen verwegen scheinen wird. Eine Meynung zu vertheidigen und wieder zu erneuren, die beynahe wenigstens unter den berühmtesten Gelehrten erstorben ist, wider die das Ansehen der größesten Köpfe unserer Zeit

*) Siehe die angeführte Haushaltungs- und LandWissenschaft, im ersten Theile, Seite 163. u. f.

Zeit streitet, das ist allerdings eine Kühnheit, die groß ist.

Sie kennen die Gelehrten unsers Jahrhunderts, meine Herren! Sie kennen ihre Liebe zur Wahrheit. Viele unter ihnen, ja selbst diejenigen, die am meisten von der Wahrheitsliebe reden, die uns bey aller Gelegenheit zu überreden suchen, daß nichts als die reineste Liebe zur Wahrheit die denkende Kraft ihrer Seele und ihre Feder regieret, werden böse, wenn man ihnen widerspricht, oft so böse, daß sie der Zorn zu den kleinesten, und einem wahren Gelehrten unanständigsten Handlungen verleitet. Da sie die Gabe der Untrüglichkeit nicht besitzen, so weiß ich zwar nicht, warum sie böse werden, genug, sie können keinen Widerspruch vertragen. Und dennoch habe ich es gewagt, ihnen zu widersprechen.

Die Theorie des Herrn Magister **Schlettweins** von den BestandTheilen des MondenKörpers und von den Wirkungen der LichtsMaterie, die er uns in seiner Physik, die itzt unter der Presse ist, geschenket hat, waren meine Bürgen, daß ich meine Meynung zu vertheidigen und mein Versprechen zu erfüllen, im Stande seyn würde. Eine Meynung aber, die aus richtig angestellten Erfahrungen, und aus gründlich erwiesenen VernunftSätzen gezogen worden, ruhet auf sicherern Stützen, als die entgegen gesetzte, die sich auf bloßen Hypothesen gründet, wenn sie gleich durch das Ansehen der größten theoretischen Geister unserer Zeiten geschützet wird. Ich für meinen Theil verspühre allemal, ich weiß nicht was für eine widrige Empfindung, in meinem Innern, wenn ich diese oder jene Meynung nach dem Ansehen derjenigen beurtheilet finde, die sie vertheidigen, und ich lache über die elenden Critiken desjenigen, der zuerst die Frage aufwirft, **auf wessen Ansehen sich diese oder jene Wahrheit, diese oder jene Benennung gründet?** oder ich habe vielmehr Mitleiden mit dem Autor derselben. Derjenige scheint mir wenigstens kein Talent zum KunstRichter erhal-

erhalten zu haben, der das Wahre oder Falsche einer Meynung nach demjenigen abmisset, was ihm sein Lehrer, der mit einigem Ansehen unter den Gelehrten pranget, davon gesagt hat, und die gelehrte Welt kann sich, wo ich nicht sehr irre, wenig Nutzen von den Kritiken eines Mannes versprechen, der die Schönheiten einer Wahrheit aus dem Ansehen der Gelehrten beurtheilet, die ihr beypflichten.

Noch nie hat eine gesunde BeurtheilungsKraft die Vollkommenheit eines schönen Frauenzimmers, und die Größe ihrer Schönheit aus der Menge ihrer Verehrer entschieden. Die symmetrische Verhältniß der Theile ihres zarten Körpers gegen einander, und das Reizende in der Abwechselung der Farben desselben, eine edle und muntere Seele, diese Dinge zusammen genommen, bestimmen das Wesentliche eines vollkommenen Frauenzimmers. Es verlieret an seiner Schönheit nichts, wenn gleich keine verliebte Anbeter auf seinem Altare opfern. Mit der Wahrheit verhält es sich in diesem Stücke eben so. Wenn sie mit den richtigsten Erfahrungen genau übereinstimmt, und den erwiesenen GrundSätzen der Vernunft so wenig widerstreitet, daß sie sich vielmehr aus denselbigen erweisen lässet, und zugleich an großen und edlen Folgen reich ist, die einen unmittelbaren Einfluß in den Flor des gesellschaftlichen Lebens äußern; so ist sie selbst groß und unsers Beyfalls würdig, sie mag sich uns durch das Ansehen ihrer Vertheidiger anpreisen oder nicht. Und von dieser Art scheint mir diese zu seyn: die Himmels-Körper äußern einen wirklichen Einfluß auf unsere Erd-Kugel und ihre Geburten.

Ich will Ihnen, meine Herren! um den Anfang mit der Erfüllung meines Ihnen gethanen Versprechens zu machen, einige Versuche nebst dem Erfolg derselben erzählen, die ich vor einiger Zeit in dem Garten unsers Herrn **Vorsitzers**, in Gegenwart einiger Mitglieder unserer Gesellschaft mit einem sauern und alkali-

schen

schen Salze angestellet habe, die es, wie es mir wenigstens scheint, keinem Nachdenkenden erlauben, an der Wahrheit dieses Satzes zu zweifeln: Auch der Mond zeiget sich durch einen merklichen Einfluß auf unsern Erdboden und die Produkte desselben thätig. Ich werde aber diesesmal nur blos erzählen, und es mir vorbehalten, zu einer andern Zeit Schlüsse zum Vortheil der Meynung daraus zu ziehen, der ich beypflichte.

Ich nahm ein Loth eines an der Sonnen Wärme calcinirten Vitriols, theilte es durch Hülfe einer sehr empfindlichen accuraten Wage in 2 gleiche Theile, that einen jeden in eine besondere UnterTheeSchaale, setzte die eine derselben den 10 August, da der Mond schon etwas an seinem Lichte abgenommen hatte, in ein Mistbette an die Fläche der Bretter, welche es von Mitternacht einschränkten, so, daß die MondenStrahlen ungehindert darauf fallen konnten. Die andere TheeSchale setzte ich auf die Erde in das Mistbette, gleich hinter das Brett, welches gegen Mittag das Mistbette einschloß, und das Auffallen der LichtsStrahlen des Mondes verhinderte. Durch welche Stellung jedoch dies nicht verursachet wurde, daß die Luft auf beyde TheeSchalen nicht gleich stark hätte wirken können. Denn was die eine durch die Einschränkung von Mitternacht verlohr, das gieng der andern durch die Zwischenwand nach der mittäglichen Seite zu, ab. Ich ließ beyde von 10 Uhr des Abends bis 4 Uhr des andern Morgens stehen, darauf wog ich meinen Vitriol mit eben der Wage wieder, und fand, daß der Theil, den der Mond beschienen, um 5 bis 6 Gran schwerer geworden, als der andere, den das Brett vor der Wirkung der MondesStrahlen geschützet hatte. Der Himmel war vollkommen heiter und die LuftAthmosphäre sehr elastisch, wodurch mir und meinen Freunden die NachtWache sehr versüßet ward. Den 11 und 12 August wiederholte ich diesen Versuch auf eben die Art und

unter eben den Umständen. Der Erfolg war zwar nicht völlig eben derselbige, aber doch meiner Erwartung völlig gemäß. Denn der den MondesStrahlen ausgesetzte Theil hatte den 11ten 3 und den 12ten 2 Gran an seiner Schwere mehr gewonnen, als der andere.

Nach 4 Wochen suchte ich mich auf eine andere Art von dem, was ich bisher erfahren, zu überzeugen, indem ich folgenden Versuch mit einem alkalischen Salze in eben diesem Garten, der unsern gesellschaftlichen Versuchen gewidmet ist, ebenfalls in Beyseyn verschiedener Mitglieder unserer Gesellschaft anstellete. Ich befestigte nemlich unter einem Fenster der zweyten Etage des Garten-Hauses ein Brett horizontal, nahm ohngefehr 3 viertel Loth trockene Potasche, vertheilete sie in die beyden Schalen einer sehr accuraten kleinen Wage, so, daß sie in dem genauesten Gleichgewicht stand. Diese Wage ließ ich über einen Backstein, den ich auf dem Brette vor dem Fenster aufgestellet hatte, ruhen, so, daß die eine Schale der Wage von den MondesStrahlen konnte bestrichen werden, die andere aber nicht. In dieser Stellung ließ ich die eine Hälfte der Potasche in der Nacht vom 9 bis 10ten Sept. 7 Stunden, nemlich von 10 Uhr des Abends bis 5 Uhr des Morgens bescheinen, und erfuhr darauf, daß die vom Monde beschienene Portion Potasche beynahe 9 Gran schwerer geworden, als die andere. Ich wiederholte auch diesen Versuch in den beyden ersten darauf folgenden Nächten unter eben den Umständen, und bemerkte in der Abnahme der Schwere beynahe eine geometrische Verhältniß, nemlich in der Nacht vom 11ten bis den 12ten war der Zuwachs an Schwere, so die in der den MondesStrahlen ausgesetzten Schale befindliche Potasche mehr erhalten hatte, als die andere, 5 und in der darauf folgenden Nacht 3 Gran.

Um mich von der Wichtigkeit dieser Versuche, die, wie mich deucht, ganz augenscheinlich den reellen Einfluß des Mondes in die Produkte unsers Erdbodens erhärten, noch mehr zu überzeugen, setzte ich meine Wage mit der Potasche am 4ten Tage 3 Stunden lang, nemlich von 8 Uhr des Abends bis 11 Uhr, so lange der Mond noch unter unserm Horizont befindlich war, der freyen Luft auf die beschriebene Art aus. Ich fand aber zu meinem nicht geringen Vergnügen nicht den geringsten Ausschlag meiner Wage, sie war noch immer in dem genauesten Gleichgewicht, ob gleich die Luft sehr dunkel und dunstreich war. Ich habe auch diesen Versuch in der folgenden Nacht wiederholet, und die Potasche von 7 bis beynahe 11 Uhr auf die vorige Art der Luft ausgesetzet, aber das Gleichgewicht gar nicht verändert befunden. Ich nahm hernach frische Potasche und brachte sie auf die vorbeschriebene Art unter eben die Umstände, ließ sie in eben der Situation von 12 Uhr an bis 6 Uhr des Morgens stehen, so, daß der Mond, der diesen Abend schon mehr perpendiculär auf diesen Ort strahlte, den einen Theil beschiene, und bemerkte in der Schwere dieses Theils der Potasche einen Zuwachs von 5 Gran. Da meine Absicht diesesmal nur blos dahin gegangen, zu erfahren, ob die Salze durch die Wirkung der MondesStrahlen, wenn sie derselben ausgesetzet werden, an Schwere zunehmen, nicht aber wie viel eine bestimmte Größe von Salze an seiner Schwere gewinne, so habe ich es für überflüßig erachtet, das Gewicht der zu den beschriebenen Versuchen angewendeten Salze genau zu bestimmen.

Ich habe mir vorgesetzet, in eben dieser Absicht einige Versuche mit verschiedenen Vegetabilien, die freylich mehreren Schwierigkeiten unterworfen sind, anzustellen. Darauf will ich die Beschaffenheit der aus dem Mond ausfließenden Materie, und das Verhältniß in der Größe derselben bey der Ab- und Zunahme des Mondes durch

andere zu dieser Absicht eingerichtete Versuche zu bestimmen, mich bemühen. Auch diese werde ich Ihnen nebst dem Erfolge derselben umständlich zu erzählen die Ehre haben, und ich verspreche mir, daß der feuchte Spott einiger von Vorurtheilen regierten Gelehrten Sie nicht schüchtern machen werde, den reellen Einfluß des Mondes mit mir zu vertheidigen.

X.

J. Wittrocks kurzer Unterricht von der Art und Weise, wie unfruchtbare Felder, und besonders Heyden, zum FruchtTragen gehörig zuzubereiten sind.

Man findet in verschiedenen Gegenden von Nieder-Sachsen ganze Districte, deren Umfang einige Meilen beträgt, die von Natur zur Herfürbringung vollkommener Vegetabilien ungeschickt sind. Der sonst um die Vermehrung seiner Aecker eifrigst besorgte LandWirth läst es sich niemals einfallen, dergleichen Feld zu bestellen, weil er zum voraus gewiß glaubt, daß die darauf verwandte Mühe und Kosten vergeblich seyn würden. Ein Feld von dieser Art, auf welchem gemeiniglich ein sehr mageres langhalmigtes Kraut wächst, pflegt man mit dem Namen einer Heyde zu belegen. Ich brauche mich nur auf die Lüneburger Heyde, und verschiedene im Hollsteinischen befindliche Gegenden zu berufen, welche beständig wüste liegen, und auf gar keine Weise genutzet werden.

Ein jeder wird es mir ohne Beweiß zugeben, daß der Anbau der heydigten Gegenden sowohl für den Regenten als auch für die Unterthanen eines solchen Landes, worinn dergleichen unbebaute Felder anzutreffen sind, nicht anders als vortheilhaft seyn könne. Besteht nicht der Reichthum des Fürsten in dem Reichthum seiner Unterthanen, und gründet sich der letztern ihr Vermögen nicht großentheils auf den AckerBau? So gewiß dieses ist, so sehr werden beyde wünschen, diejenigen Mittel kennen zu lernen, durch deren Anwendung diese unfruchtbaren Gegenden mit Nutzen angebauet werden können.

Ich will es gegenwärtig versuchen, ob ich nicht einen sichern Weg angeben kann, wie man dieses große Vornehmen nach Wunsch auszuführen im Stande ist. Meine Untersuchung theilt sich von selber in zwey besondere Stücke ab; **Einmal** werde ich die Möglichkeit von dem Anbau eines jeden von Natur unfruchtbaren Landes zeigen müssen; wenn dies geschehen, so wird es nöthig seyn, daß ich diejenigen Mittel bestimme, durch deren Anwendung insbesondere die heydigten Gegenden zum FruchtTragen können geschickt gemacht werden. Bin ich in der Entwickelung dieser beyden Punkte glücklich, habe ich das erstere vollständig entwickelt, und das letztere gehörig ausgeführet, so kann ich mir bereits zum voraus versprechen, daß meine diesmalige Arbeit nicht völlig unnütze seyn werde. Das **erste** also, was ich zu erweisen habe, ist dies: **Ein jedes Land, es mag auch beschaffen seyn, wie es wolle, kann zum FruchtTragen geschickt gemacht werden.**

Der Beweis hievon wird einem jeden sogleich in die Augen leuchten, der nur bedenkt, was dazu erforderlich ist, wenn ein bestimmtes Land dieses oder jenes Product hervorbringen soll. Irre ich wohl, wenn ich blos diese zwey Stücke hierzu erfordere, **einmal**, daß diejenigen Hindernisse, die im Acker der Vollkommenheit der Gewächse entgegen sind, weggeschaft werden, hiernächst,

daß man diejenigen Ursachen, von welchen die Vollkommenheit der Gewächse abhängt, so viel möglich, zu vermehren und in ihrem Innern stärker zu machen suche? Wenn ich demnach die Möglichkeit beyder Stücke bey einem jeden Lande dargethan habe, so wird zugleich der mögliche Anbau desselben außer Streit gesetzt seyn; wo anders das Gegründete alsdenn nothwendig gesetzt werden muß, wenn der zureichende Grund davon vorhanden ist.

Will man die Hindernisse des Wachsthums der Pflanzen auf einem bestimmten Boden entkräften, so ist unumgänglich nothwendig, daß man dies deutlich einsehe, auf wie vielerley Art im Boden selbst der Grund davon liege, daß der in denselben gestreute Saamen nicht vollkommne Früchte hervorbringen könne. Es kann dieses aber nur auf dreyerley Art geschehen. **Einmal**, wenn der Boden dies verhindert, daß sich die ErdGewächse gehörig bewurzeln; **zweytens**, wenn er die Wurzeln zu ihrer wesentlichen Absicht untüchtig macht; **drittens**, wenn er die NahrungsFeuchtigkeiten nicht gehörig annimmt, oder nicht so lange bey sich behalten kann, als nöthig. Die erste und dritte Unvollkommenheit des Bodens rühret von allzugroßer Vestigkeit, oder auch von einem allzusteinigten und sandigten Grunde her, und die zweyte hat ein allzu feuchtes und morastiges Erdreich zur Ursach. Die Erfahrung kann uns die Richtigkeit hievon völlig überzeugend darstellen. Was hat aber ein kluger LandWirth zu thun, wenn er bemerkt, daß sein Boden eine von den bestimmten Eigenschaften besitze? Kann er demselben nicht durch die Kunst zu Hülfe kommen? In allen Fällen halte ich dieses für möglich. Einem von Natur gar zu feuchten und morastigen Boden kann man seine überflüßige Feuchtigkeit dadurch benehmen, wenn man ihn auf eine geschickte Art mit WasserGräben durchziehet, und ihm auf diese Weise einen großen Theil seiner Feuchtigkeiten abzapfet; oder, wenn man auf demselbigen

gen allerley Arten von Unkraut und dürren vegetabilischen Materien verbrennt; oder, wenn man mit demselben Sand, kleine Steine, Kreide und luckere MärgelErde vermischet. Ist das Erdreich aber gar zu trocken, ist der Boden zu sandigt, zu heiß, und also zur nöthigen Zurückhaltung der NahrungsFeuchtigkeiten und zur Befestigung der Wurzeln nicht geschickt, so bringe man allerley kühlende und zusammenziehende Materien in genugsamer Menge auf denselben. Man kann zu dieser Absicht den Schlamm aus den Teichen, Flüssen und den Strassen mit Nutzen gebrauchen. Man weiß auch aus der Erfahrung, daß der ungelöschte Kalch mit bloßem Sande vermischt, eine sehr schöne Bindung verursacht. Die Theile des Sandes, welche an und für sich gar nicht zusammen hängen, werden in dieser Vereinigung zähe und vest. Ueberdem befindet sich in dem Kalch ein sehr wirksames alkalisches Salz, welches nicht minder ein merkliches zur Feuchtigkeit eines Bodens beytragen kann. Ich schließe daher, daß der ungelöschte Kalch ein ungemein bequemes Mittel sey, einem sandigten Boden die gar zu große Dürre zu benehmen, und die erforderliche Festigkeit zu verschaffen. Wenn der Boden endlich zu vest ist, so kann man ihn durch wiederholtes Umpflügen, durch Zusatz alkalischer, seifenartiger und wenig zusammenhängender Materien, z. E. durch Kalch, der an der Luft zerfallen, durch OfenRuß, durch MuschelSchalen, die durch die Wirkung der Luft mürbe geworden, durch Sand und kleine KieselSteine sehr leicht in einen bessern Stand setzen. Wenn man einen solchen Boden vor Winters bis auf eine merkliche Tiefe umpflügt, so wird man dadurch denselbigen gar merklich verbessert sehen. Die Kälte wirkt eine starke Bewegung der Theile des Erdreichs, wie uns die Erfahrung lehrt, und die WinterFeuchtigkeiten verursachen nachher, wenn es warm wird, eine Gährung, die den Boden beständig luckerer machet.

Hat man auf die Art diejenigen Hindernisse, welche dem gehörigen Wachsthum der Pflanzen, in Ansehung des Bodens gesetzt werden können, weggeschaffet, so ist noch eine Beschäftigung, die schlechterdings nothwendig ist. Es ist diese: Man sey bedacht, so viel als möglich ist, die Ursachen, welche die Vollkommenheit der Gewächse wirksam befördern, zu vermehren. Was sind aber dieses für Ursachen? Die Vollkommenheit und das Wachsthum der ErdGewächse erfordern eindringende NahrungsTheile, welche sich mit den Theilen der PflanzenGefäse vereinigen, dieselbigen ausdehnen und stärker machen, und eine Kraft, welche jene Bewegung der NahrungsFeuchtigkeiten ununterbrochen unterhält. Ausser diesen beyden Stücken finden wir weiter nichts, welches eine wirkende Ursache von dem Wachsthume und der Vollkommenheit der Pflanzen wäre. Man muß also mit dem Acker solche Materien vermischen, die dem Boden mit NahrungsTheilen für die Pflanzen anfüllen können. Die NahrungTheile der Pflanzen sind nicht ein bloßes Wasser, oder eine bloße Erde, sondern eine salzigte fette Materie von besonderer Beschaffenheit. Die Erfahrung beweißt dieses deutlich. Wenn man ein Jahr eine gewisse Art von Gewächsen auf einem Boden bekommen hat, so geräth sie das andere Jahr nicht mehr so gut, woferne man nicht Mist, oder eine andere fette salzigte Materie von neuen hinzubringt. Eine andere Art von Gewächsen gedeyet auch dieses folgende Jahr, ohne daß man nöthig hat, dem Acker erst von neuem Mist zu geben. Ist dies nicht ein hinreichender Beweis davon, daß nicht das Wasser allein, auch nicht die Erde allein, sondern die fette und salzigte Materien die NahrungsTheile der Pflanzen in sich enthalten. Man nennet diese Arbeit, da man mit dem Acker gewisse Materien vermischet, um denselben zum FruchtTragen geschickt zu machen, das Düngen.

Ich kann gegenwärtig nicht alle Arten vom Dünger anführen, es würde dieses zu weitläuftig seyn, und zu meiner Absicht nichts beytragen. Dies aber will ich nicht unberührt lassen, daß todte Thiere, ein in die Fäulniß gegangener Urin, SeifenWasser und der OfenRuß überaus schöne DüngerArten sind; indem in allen diesen Materien ein flüchtiges alkalisches Salz und subtiles Fett häufig anzutreffen ist. Will also ein LandWirth sein von Natur zum FruchtTragen nicht geschicktes Land auf die höchste mögliche Art nutzen, so muß er dieses gehörig zu düngen, nicht unterlassen. Dadurch wird nicht nur zwischen den Theilen des Feldes eine innerliche Bewegung verursachet, eine Gährung gewirkt, die Luckerheit des Bodens befördert, sondern auch, wie ich erwiesen habe, den Gewächsen Nahrung ertheilet.

Da ich also den möglichen Anbau eines jeden unfruchtbaren Landes, wie ich glaube, hinreichend gezeigt habe; so wird es nunmehr leicht seyn, dieses auf die sogenannten heydigten Gegenden anzuwenden. Auf einer jeden mir bekannten Heyde findet man einen sandigten und trocknen Boden. Dies ist, so viel mir bewußt ist, die Ursache ihrer natürlichen Unfruchtbarkeit. Ob auch eine große Menge von metallischen und fressenden Materien darinnen sey, wie **Fleischhauer** von der Lüneburger Heyde behauptet, ist blos durch Versuche auszumachen. Ich bilde also nach dem vorhergehenden folgende Regeln:

1) **Man vermische mit diesem sandigten Felde in genugsamer Menge solche Materien, wodurch die Theile desselben stärker zusammen hängen.**

Ungelöschter Kalck wird hierzu das schönste Mittel seyn. Sollte unter der sandigten Oberfläche der Heyde eine thonigte oder leimigte Materie zu finden seyn, welches man wahrnehmen kann, wenn man einen oder etliche Fuß tief gräbt, so würde dieses auch ein VerbesserungsMittel des sandigten Bodens seyn.

2) Man setze den auf diese Art zubereiteten Boden in eine Gährung, und verschaffe demselben dadurch die zum Wachsthum der Pflanzen erforderlichen NahrungsTheile.

3) Man wiederhole das Umpflügen dieses Feldes, so oft als möglich, und vornemlich vor Winters.

Beobachtet ein LandWirth diese drey angeführten Regeln gehörig, so wird es ihm ein leichtes seyn, wüste und öde Felder in fruchtbare und schöne Aecker zu verwandeln.

Allein es entsteht eine HauptFrage, mit deren Beantwortung ich mich nothwendig noch beschäftigen muß. Gesetzt, man hat auf die vorhin von mir angegebene Art einen gewissen District Landes so zubereitet, daß er uns Früchte liefert; Woher will man in diesen Gegenden Wasser nehmen, wenn die Natur solche nicht mit Quellen und Flüssen versehen hat? Dieser Mangel ist um so viel beträchtlicher, je unentbehrlicher dieses Element sowol dem Vieh, als auch den Menschen zu ihrer Nahrung und Bequemlichkeit ist. Wie ist also demselben abzuhelfen? Es befinden sich ohnweit einer solchen anzubauenden Gegend entweder Ströhme und Flüsse, oder dies ist nicht. Im ersten Fall kann man durch künstlich verfertigte Wasserleitungen mit wenigen Kosten und geringer Mühe solche Anstalten treffen, daß man so viel Wasser habe, als zum Gebrauche erforderlich ist. Wäre aber das letztere, könnte dieses wegen der gar zu großen Entfernung der Flüsse nicht geschehen, so muß man auf eine andere Art suchen, diesen Mangel zu ersetzen. Man grabe an verschiedenen Orten Brunnen, vermische in einem merklichen Umfange mit dem Sande eine zähe Erde, z. E. Thon, maure alsdenn die Hölung gehörig aus, damit das Hineinfallen der Erde verhindert werde.

XI.

XI.

A. G Brandes Prüfung einer Französischen Schrift *Essay d'une demonstration de l'apocatastase.*

§. 1.

Die Lehre von der Dauer der HöllenStrafen hat in der christlichen Kirche schon manchen Streit erreget, und man sollte denken, es sey zur Fortsetzung oder Erneurung dieses Streits nichts mehr übrig geblieben. Man fängt aber in unsern Tagen an, diesen Streit wieder auf die Bahn zu bringen. Im vorigen Jahr ist eine kleine Schrift, die den Titel hat; *Essay d' une demonstration de l'apocatastase*, zum Vorschein gekommen, in welcher der Verfasser den Satz aus der Vernunft zu beweisen suchet, daß die HöllenStrafen in Ansehung ihrer Dauer nur endlich seyn müssen. Die Schrift ist lesenswürdig. Sie ist ein Abdruck eines muntern, witzigen und selbst denkenden Geistes. Ihre Gründe haben einen merklichen Schein und die Art ihres Vortrages ist einnehmend. So wichtig aber und weitaussehend der Zweck dieser kleinen Schrift ist; so hat sich doch noch niemand gefunden, der die Lehre unserer Kirche wider dieselbe in Sicherheit gesetzt hätte. Der Verfasser wünschet eine Widerlegung seiner Beweise, er fordert die Bekenner der Lehre von der Ewigkeit der Verdammniß muthig auf. Dies wird mich hinlänglich rechtfertigen, wenn ich mich an die Prüfung der Beweise in dieser Schrift wage.

§. 2.

§. 2.

Der Verfasser führet drey Beweise für die Endlichkeit der HöllenStrafen: der erste soll diese unwidersprechlich, die andern beyden aber nur wahrscheinlich darthun. Ich will dem Verfasser in seiner gewählten Ordnung folgen und hier gleich den ersten und wichtigsten Beweiß beurtheilen. Er ist folgender:

Eine jede Strafe muß bessernd seyn, oder eine Verbesserung zum Hauptzwecke haben.

Es müssen also auch die Strafen Gottes auf die Besserung abzielen.

Und da Gott das vollkommenste Wesen ist, so werden auch seine Strafen im vollkommensten Grade bessernde Strafen seyn müssen.

Die im vollkommensten Grade bessernden Strafen sind die, wo nebst den übrigen auch die Verbrecher gebessert werden.

Es müssen daher durch die Strafen Gottes auch die Verbrecher gebessert werden.

Dauern aber die Strafen der Verdammten in Ewigkeit, so ist diese Verbesserung der Verdammten unmöglich.

Es muß also endlich einmal die Verdammniß ein Ende haben.

§. 3.

Dies ist der Beweiß des Ungenannten, der die Wiederbringung unumstößlich beweisen soll. Ich will aber nun zeigen, wie wenig er zu diesem Endzwecke hinreichend ist. Der erste Satz ist dieser: **Eine jede Strafe muß die Besserung zum Hauptzwecke haben.** Was ist hier die Besserung? Dieser Ausdruck könnte leicht den Gedanken erregen, als wenn der Verfasser dies

sagen wollte: eine jede Strafe muß von der Art seyn, daß der Gestrafte daher BewegungsGründe nehmen könne, diese Handlung, warum er gestrafet wird, hinführo nicht mehr zu unternehmen. Denn nach dem RedeGebrauche verbindet man nur diese Gedanken mit dem Ausdrucke. Sollen andere durch die Strafe zu Unterlassung der bestraften Handlung angetrieben werden; so ist dies eine Warnung, eine warnende Strafe, eine Strafe zum Beyspiel. Lässet z. E. ein Vater seinem unartigen Sohne seinen Unwillen über eine ihm verbotene Handlung durch Schläge empfinden; so hat er die Absicht, diesen Sohn zu Beobachtung seiner Befehle zu bewegen. Hier ist der Zweck der Strafe eine Besserung. Will er aber auch die übrigen Kinder dadurch zur fernern Beobachtung ihrer Pflicht antreiben; so ist diese Strafe in Absicht auf diese, eine Warnung, oder eine Strafe zum Beyspiele. Allein der Verfasser nimmt den Ausdruck der Besserung so allgemein, daß darunter auch die Warnung begriffen ist. Er würde sonst den Satz, daß eine jede Strafe den Verbrecher selbst bessern müsse, zum Grunde legen, da er doch diesen erst im folgenden von der göttlichen Strafe beweiset. Ich glaube daher, daß der Verfasser so billig seyn und mir erlauben wird, an statt der Besserung die Beförderung wahrer Vollkommenheiten, als den Hauptzweck der Strafen anzunehmen. Ich werde daher den ersten Satz im folgenden allemal so annehmen: **Eine jede Strafe muß die Beförderung wahrer Vollkommenheiten zur Absicht haben.** Die beyden folgenden Sätze heissen also iezt so: **Die göttlichen Strafen müssen folglich die Beförderung der Vollkommenheiten und zwar der grössesten Vollkommenheiten zum Endzwecke haben.** Werden diese Sätze so ausgedrückt, so habe ich nichts wider die drey ersten Sätze einzuwenden. Der erste erhellet aus dem Begriffe der Strafe, und die beyden letzten aus dem Begriffe des unendlichen Wesens unmittelbar.

§. 4.

§. 4.

Jetzt aber komme ich auf den HauptPunkt des Beweises. Es ist nemlich die Frage: ob die vollkommenste Strafe den Verbrecher und alle übrige Menschen bessern müsse? Der Verfasser bemühet sich, diese Lehre aus dem Begriffe der vollkommensten Strafe zu folgern. Er nennet **die vollkommenste Strafe diejenige, welche bey der allergrößesten Anzahl der allergrößesten Menschen die allermeisten und allergrößesten Verbesserungen herfürbringet.** Aus dieser Erklärung muste freylich unmittelbar die Lehre fließen, daß eine Strafe, die nur den Verbrecher bessert, und eine Strafe, die nicht den Verbrecher, wohl aber die übrigen Menschen verbessert, nicht die vollkommensten sind; daß vielmehr alle Menschen, so wohl die Verbrecher als auch alle übrige durch die vollkommenste Strafe gebessert werden müssen. Wäre der Begriff des Verfassers von der vollkommensten Strafe richtig; so würde auch dieser Satz völlig unumstößlich seyn. Allein dieser Begrif enthält Merkmale in sich, welche unmöglich unter die wesentlichen Stücke der vollkommensten Strafe gehören können. Der Verfasser wird gewiß hievon überzeuget werden, wenn es ihm gefallen wird, meiner folgenden Betrachtung über die Vollkommenheit überhaupt seine Aufmerksamkeit zu schenken.

§. 5.

Ich will verschiedene einzelne Fälle zum Grunde legen, um aus diesen einen allgemeinen Begrif von der Vollkommenheit zu entwickeln. Wir nennen die Farbe eines Zeuges vollkommen, wenn die FarbenTheile so mit einander und mit dem Zeuge verbunden sind, daß sie beständig bey dem Zeuge bleiben und auch das Zeug selbst nicht zerfressen. Wir nennen eine Maschine vollkommen, wenn die Theile so verbunden sind, daß dadurch die Maschine desto länger brauchbar erhalten wird. Ist

das Gegentheil; reiben sich z. E. die Theile in der Maschine so stark an einander, daß der brauchbare Zustand dadurch verkürzet wird, so nennet man dies eine Unvollkommenheit. Wir nennen die Krankheit eine Unvollkommenheit. Und warum dieses? Die Theile unserer Maschine kommen durch die Krankheit in solche Verknüpfung, daß wir Gefahr laufen, unser Leben einzubüßen. Wir finden also bey der bestimmten Vollkommenheit einer Sache dies, daß in einem Objecte keine Verschiedenheiten sind, die einen Grund zum Nichtseyn dieses Gegenstandes in sich enthalten; oder, daß in einem Objecte ein Grund zur Fortdauer der Wirklichkeit desselben anzutreffen sey. Sind wir auf alle übrige Fälle, darin wir von der Vollkommenheit reden, aufmerksam; so erblicken wir diese allgemeine Merkmale ebenfalls. Ich kann also diesen allgemeinen Begrif **von der Vollkommenheit** bestimmen; daß sie **diejenige Beschaffenheit eines Objects ist, vermöge welcher ein Grund zu der Fortdauer seines Seyns in ihm befindlich ist.** Wollen wir daher die Grade der Vollkommenheit bestimmen; so müssen wir dieselbe blos aus der Größe des Grundes der Fortdauer des Seyns einer Sache bestimmen. Die Regel, nach der wir also die Grade der Vollkommenheit einer Sache beurtheilen müssen, ist diese: **Je leichter die fortdaurende Wirklichkeit durch die Beschaffenheit eines Objects erhalten wird; desto vollkommener ist die Beschaffenheit dieser Sache. Ist dieser Grund der größeste, die Wirklichkeit zu erhalten; so ist die Vollkommenheit der Sache die größeste.**

§. 6.

Dies ist von dem Begriff der Vollkommenheit einer Sache genug. Diese fortdaurende Wirklichkeit, die hier erhalten wird, ist entweder die Wirklichkeit der Sache selbst, in der sich ein Grund zu derselben befindet, oder die fortdaurende Wirklichkeit einer andern Sache.

Im ersten Falle legen wir der Sache, in der sich dieses befindet, eine **innere**, im zweyten eine **äußere Voll**kommenheit bey. Dieß ist, daß ich ein Beyspiel anführe, eine innere Vollkommenheit einer Uhr, wenn die Räder und das Getriebe von solchen Materien und so verfertiget sind, daß sie nicht so leicht unbrauchbar werden können. Dies aber, daß sie vermöge ihrer Structur die Stunden genau zeiget, ist eine äußere Vollkommenheit. Das erstere können wir, ohne auf eine andere Sache zu sehen, bey der Uhr setzen. Das letztere aber müssen wir in Ansehung der Absicht der Uhr gedenken.

§. 7.

Es ist nicht schwer, die Regel, die man in Beurtheilung der Größe in der Vollkommenheit von beyden Arten anwenden muß, zu bestimmen. Die Regeln sind diese: **Je leichter die fortdaurende Wirklichkeit einer Sache durch ihre eigene Beschaffenheit gewirket wird, desto vollkommener ist die Sache in ihrem Innern; und je leichter durch die Sache** *A* **die fortdaurende Wirklichkeit der Sache** *B* **gewirket wird, desto größer ist die Vollkommenheit der Sache** *A*, **in Beziehung auf** *B*, **oder die äußere Vollkommenheit der Sache.**

§. 8.

Jetzt werde ich mich um so viel leichter zur Bestimmung des Begriffes der vollkommensten Strafe wenden können. **Die Strafe überhaupt** ist diejenige unangenehme Empfindung, die einem Uebertreter der Gesetze darum zugefüget wird, daß dadurch ein Abscheu für ein ähnliches Verbrechen bey vernünftigen Wesen erreget werde. Woraus werden wir nun die Vollkommenheit der Strafe beurtheilen müssen? aus der Vollkommenheit der unangenehmen Empfindung? oder des Zwecks des strafenden Wesens? oder der Beziehung der unangenehmen

Empfin-

Empfindung auf den Zweck des Strafenden? Die angenehme Empfindung ist an sich betrachtet weder eine Vollkommenheit, noch Unvollkommenheit. Sie wird also vor sich betrachtet die Strafe weder vollkommener noch unvollkommener machen. Wir müssen daher diese unangenehme Empfindung, die bey der Strafe ist, in Beziehung auf die Absicht des strafenden Wesens betrachten, um die Grade der Vollkommenheit der Strafe zu bestimmen. Wir müssen also hier die Regel anwenden, die wir gebildet haben, die äußere Vollkommenheit einer Sache zu bestimmen. Das HauptGesetz wird also dieses seyn: **Je leichter die ganze Absicht des strafenden Wesens durch die unangenehme Empfindung gewürket wird, desto vollkommener ist die Strafe.** Die Absicht des strafenden Wesens ist diese, daß es bey vernünftigen Wesen einen Abscheu für das Verbrechen des Uebertreters hervorbringen will. Bey der Erregung des Abscheues aber hat dies weise strafende Wesen dies zum HauptAugenmerke, daß die Kräfte vernünftiger Wesen zur Hervorbringung wahrer Vollkommenheiten dadurch mehr gestärket werden. In Ansehung dieser Absicht, die das strafende weise Wesen bey der Strafe hat, lassen sich verschiedene Fälle gedenken. Das strafende Wesen suchet entweder nur blos in dem Verbrecher einen Abscheu zu erregen, oder auch in andern. Es lässet sich aber der erste Fall noch weiter bestimmen. Der Fürst sucht zwar nur in dem Verbrecher, nicht aber bey andern einen Abscheu zu erregen. Worinn liegt aber der Grund hievon? Der Grund hievon muß entweder darin liegen, weil er bey andern keinen Abscheu erwecken will, oder darinn, weil er es nicht kann. Will der Fürst in andern keinen Abscheu erregen, so muß der Grund darinn liegen, weil er entweder einsiehet, es würden hieraus mehr Unvollkommenheiten folgen, oder weil er dies erkennet, die Erregung des Abscheues bey andern sey zu seiner HauptAbsicht gar nicht nöthig. Kann er aber keinen Abscheu für

das Verbrechen bey andern erregen, so liegt der Grund hievon entweder in ihm selbst, oder in den Subjecten, bey denen der Abscheu erreget werden sollte. Ist das erste; so lässet sich nichts anders gedenken, als daß die Kraft des strafenden Wesens nicht hinreichend sey, bey andern einen Abscheu zu wirken. Ist aber das letzte; so liegt der Grund darinn, weil diese Menschen entweder schon einen so vollkommenen Abscheu für dies Verbrechen haben, daß er durch keine unangenehme Empfindung des Gestraften größer werden kann, oder darinn, weil sie von der Menschlichkeit schon so sehr entfernet sind, daß gar keine unangenehme Empfindung mehr hinreichend ist, bey ihnen für das Verbrechen einen Abscheu zu erwecken.

§. 9.

Jetzt habe ich, wie ich glaube, den ersten Haupt-Punct, daß der Strafende nur bey dem Gestraften einen Abscheu zu erwecken suchet, weitläuftig genug bestimmet. Ich wende mich also zu dem zweyten. Der Fürst will in mehrern einen Abscheu erregen. Diese Absicht des strafenden Wesens gehet also entweder blos auf andere, oder sowohl auf den Verbrecher als auf andere. Daß wir hier im ersten Falle eine warnende Strafe, im zweyten aber eine sowohl warnende als bessernde Strafe haben, ist oben schon gesagt. Ich wende mich daher gleich zur weitern Bestimmung des ersten Falles. Das strafende Wesen suchet nur allein die übrigen, nicht aber den Verbrecher zu bessern. Hier kann sowohl der Grund, warum der Strafende durch die Strafe bey dem Vercher keinen Abscheu für die Begehung der unrechtmäßigen That hervorzubringen suchet, als auch die Vielheit der übrigen, die an dem Gestraften ein Exempel nehmen sollen, weiter bestimmet werden. Fragt man, warum der Strafende nicht die Absicht hat, durch die Strafe bey dem Verbrecher einen Abscheu für dem Bösen zu erwecken, so antworte ich, daß dies entweder darum geschicht,

weil

weil der Verbrecher so ruchlos ist, daß in ihm kein Abscheu für das Verbrechen oder eine stärkere Neigung zu wahren Vollkommenheiten gewirket werden kann, oder, weil der Strafende einsiehet, daß, wenn er den Verbrecher bessern wollte, er seines Zwecks bey allen übrigen durch die unangenehme Empfindung verfehlen, und also wahre Unvollkommenheiten stiften würde. Was nun aber diejenigen außer dem Bestraften anbetrift, die durch die Strafe vollkommener werden sollen, so hat der Strafende entweder sein Absehen auf alle, oder nur auf etliche gerichtet. Ich würde unnöthig weitläuftig werden, wenn ich mich bey der weitern Bestimmung des Grundes bey jedem Falle aufhalten wollte. Er muß, wie bey dem ersten HauptPuncte entweder darinn liegen, weil er nur dies will, oder weil er nur diese Absicht haben kann. Wenn nun aber die Absicht der Strafe so wohl auf den Verbrecher, als auf andere zielet, so muß sie entweder auf alle und den Verbrecher, oder nur auf einige und den Verbrecher gerichtet seyn. Der Grund, warum der Fürst eine von diesen Bestimmungen nur zu seiner Absicht nimmt, ist mit dem vorhergehenden einerley.

§. 10.

Ich will nun diese Bestimmungen und ihre Richtigkeit in einigen möglichen Beyspielen zeigen. Ich will also zuerst die Möglichkeit davon, daß ein Fürst die Absicht haben kann, nur allein in dem Verbrecher einen Abscheu zu erregen, weil er siehet, daß er sonst seine HauptAbsicht nicht so leicht erreichen würde, durch ein Beyspiel erläutern. Chrysophilus ist der vornehmste Minister seines Fürsten. Er ist der Liebling seines Herrn, und da sein Fürst nichts Böses von ihm besorget; so lässet er alle Sorge des Staats auf ihm beruhen. Chrysophilus besitzet denjenigen Geist, der erfordert wird, einen Staat zu seiner höchsten Größe zu bringen. Allein es fehlet ihm an redlichen Gesinnungen. Er ist eigennützig, und

dieser Eigennutz erstrecket sich so weit, daß er nicht selten die Wohlfahrt des Staats außer Augen lässet. Ja, er machet oft mit Vorsatz, um seinen Eigennutz zu befriedigen, solche Anstalten, die in wenigen Jahren den Ruin des Landes drohen. Kurz, Chrysophilus ist nicht aus Unwissenheit, sondern aus Eigennutz ein LandVerderber. Der Fürst erkennet endlich aus dem Ruin seiner Länder, die wenige Sorgfalt seines Lieblings. Er muß sie bestrafen. Wie aber? Sollte er, wie vielleicht ein anderer Fürst würde gethan haben, ihn aller EhrenStellen und aller mit Ungerechtigkeit erworbener Güter berauben, sollte er ihn als einen LandVerderber aus dem Lande jagen? Diese Strafe wäre in Absicht auf Chrysophilus Verbrechen nicht zu gros gewesen. Allein der Fürst erkennet, daß diese Strafe nach den Umständen höchst unvollkommen seyn würde. Er weiß, seine übrigen Minister sind redliche Leute, und haben dies Beyspiel nicht nöthig. Er kennet die Größe seines Lieblings in den Wissenschaften und Fähigkeiten, die den Staat in Flor bringen können. Er weiß, daß alle übrige Minister, ob sie gleich Redlichkeit genug, dennoch nicht die Geschicklichkeit besitzen, seine StaatsAbsicht auszuführen. Er kennet auch die übrige GemüthsBeschaffenheit seines Lieblings, daß er nicht so wohl hiedurch, als die geheime Vorstellung seines Verbrechens gebessert werden könne. Er fasset daher den Entschluß, nur in ihm allein einen Abscheu für das Verbrechen hervorzubringen. Er fordert ihn also in sein Cabinet. Er schildert ihm die Größe seines Verbrechens mit lebhaften Farben. Er stellet ihm das Winseln seiner Unterthanen bey einem so unerträglichen Joche, die Noth so vieler tausend Einwohner, in die sie durch seine Schuld gekommen, auf das beweglichste vor. Bey so beweglichen Vorstellungen kann Chrysophilus, der, wenn man den Eigennutz nicht betrachtet, eine empfindliche Seele hat, unmöglich ungerühret bleiben. Er erkennet sein Verbrechen im ganzen Umfange. Diese unangenehme

Empfin-

Empfindung wollte der Fürst in ihm erregen. Er verfehlt auch seines Zweckes nicht. Chrysophilus bekömmt einen Abscheu für den Eigennutz, den er bisher in allen Handlungen blicken lassen, und die edelsten Gesinnungen beleben seine Seele. Den ganzen Tag und den Theil der Nacht, die er sonst auf Thorheit und Wohlleben verwendet, bringet er jetzt in der Sorge für das Wohl des Landes zu. Er wendet alle seine Kräfte darauf, ein Land, welches die Natur mit allen dem versehen, wodurch ein Staat den höchsten Gipfel der Glückseeligkeit erreichen kann, zu seiner Größe zu verhelfen. Der Flor des Landes, die Wohlfahrt der Unterthanen, die Glückseeligkeit des Fürsten und des ganzen Staats sind augenscheinliche Zeugen von dem emsigen Fleiße des Chrysophilus und er macht seinen Namen dadurch unsterblich. Ein jeder wird mir zugeben, daß der Fürst seine ganze Absicht durch diese unangenehme Empfindung am leichtesten erreichet, und daß also unter diesen Umständen diese Strafe die vollkommenste gewesen. Ein jeder wird mir aber auch dies einräumen, daß es nur die Absicht des Fürsten gewesen, in dem Verbrecher allein einen Abscheu zu wirken, weil er hierdurch, wenn er in mehrern einen Abscheu hätte erregen wollen, seiner HauptAbsicht würde Hindernisse gelegt haben, da Chrysophilus nach einer öffentlichen Beschimpfung sich lieber das Leben genommen, als dem Lande gedienet haben würde. Da über dies seine Minister redliche Leute waren, die Unterthanen aber dies Verbrechen ohnehin, so wie die redlichen Minister, verabscheueten; so hatte er nicht nöthig, durch eine unangenehme Empfindung einen Abscheu in ihnen zu wirken.

§. 11.

Die Möglichkeit davon, daß ein Weiser darum die Absicht der Strafe nicht auf andere richtet, weil er siehet, daß diese schon den größesten Abscheu für dieses Verbrechen bezeigen, oder, weil er wahrnimmt, daß ihre

Bosheit die größeste ist, fällt einem jeden in die Augen, welcher bedenket, daß sowohl unüberwindliche Tugend als auch Halßstarrigkeit und Verstockung bey vernünftigen Wesen keine unmögliche Dinge sind.

§. 12.

Ich komme jetzt auf den zweyten HauptPunkt, da das strafende Wesen in mehrern einen Abscheu zu erregen suchet. Ich will, so weit ich es nöthig zu seyn erachte, die Möglichkeit der bey diesem Punkt oben angeführten Fälle mit Beyspielen erläutern. Ich will zuerst ein Beyspiel von der Möglichkeit dieses Falles hersetzen, da das strafende Wesen nur die Absicht hat, bey allen andern, nicht aber bey dem Verbrecher einen Abscheu zu erregen. Ich habe hier keine Erdichtung nöthig, ich darf nur den d'Amiens anführen. Diese Begebenheit ist zu neu, als daß ich alle Umstände erzählen dürfte. Ich will nur das anführen, was zu meiner Absicht gehöret. Dieser Unmensch wollte den Unterthanen Frankreichs durch einen schändlichen Mord ihren König rauben. Er wählte ein hierzu besonders zubereitetes Messer, und verrichtete wirklich den gefährlichen Stoß, der den Tod dieses Königs zum Zweck hatte, und obgleich die weise Vorsicht den König von der Gefahr des Todes diesmal befreyet; so bleibt doch d'Amiens That die verruchteste und boshafteste. Man ertappet diesen Abschaum von Menschen und bringet ihn in Sicherheit. Wie hat man ihn strafen müssen? Hätte man ihm eine unangenehme Empfindung von dieser Art anthun wollen, nach deren Endigung es ihm nicht physisch unmöglich gewesen wäre, noch einmal den mißlungenen Stoß zu wagen; so hätte zwar diese unangenehme Empfindung in dem d'Amiens einen Abscheu erregen können: würde aber diese unangenehme Empfindung in allen Einwohnern Frankreichs einen fortdaurenden Abscheu erreget haben? man müste die verdorbene Art der Menschen nicht kennen, wenn man dies behaupten

pfen wollte. Viele würden sich durch große Versprechungen haben verleiten lassen, ein dem d'Amiens mißlungenes Bubenstück zu verrichten. Hieraus aber würden größere Unvollkommenheiten gefolget seyn, als wenn man den Verbrecher nicht zu bessern suchte. Man nahm daher dies zur Absicht, nur in den übrigen, nicht in dem Verbrecher, einen Abscheu zu erregen. Man ließ daher dem d'Amiens eine TodesArt empfinden, die bey denen, die nur die Empfindung der Menschlichkeit nicht abgeleget, nothwendig einen fortdaurenden Abscheu rege machen muste. Ich glaube, daß dies Beyspiel hinlänglich zeiget, wie es möglich sey, daß ein strafendes Wesen nur die Absicht habe, die übrigen, nicht aber den Verbrecher zu bessern.

§. 13.

Die Möglichkeit dieses Falles, da das strafende Wesen die Absicht hat, in allen, auch den Verbrecher nicht ausgenommen, einen Abscheu zu erregen, lässet sich in allerley Arten von geringen Vergehungen leicht wahrnehmen. Die Möglichkeit der übrigen Fälle aber gründet sich auf die Wahrheiten, daß einige Menschen verstockt und halsstarrig seyn können, bey welchen folglich keine unangenehme Empfindung einen Abscheu rege zu machen, und die Absicht eines strafenden Wesens zu wirken, im Stande ist; und daß andere schon hinreichende Bewegungs-Gründe haben können, ein Verbrechen nicht zu begehen, wo bey andern erst ein Abscheu rege gemachet werden muß, und also das strafende Wesen es für unnöthig erachtet, ihren Abscheu durch die unangenehme Empfindung des Verbrechers zu vergrößern.

§. 14.

Dies wird also genug seyn, die Möglichkeit der Fälle zu zeigen, nach welchen die Absicht des strafenden Wesens verschieden seyn kann. Ich will nun die allgemeine Regel, die ich oben von der Vollkommenheit der

Strafe bestimmet habe, auf diese Fälle kurz anwenden. Ich habe hinreichenden Grund, zu behaupten, **daß die Strafe insofern die vollkommenste sey, inwiefern die unangenehme Empfindung, in welcher sie bestehet, zur Erreichung der Absicht des strafenden Wesens in einem jeden Falle das tauglichste Mittel ist.** Gehet diese Absicht auf alle; so muß es durch die vollkommenste Strafe diese Absicht bey allen; geht sie aber nur auf etliche, auch nur bey diesen diese Absicht am leichtesten erreichen können.

§. 15.

Der Ungenannte verlanget, daß durch die vollkommenste Strafe alle und jede, sowohl alle übrige, als der Verbrecher, gebessert werden müssen. Dies aber darzuthun, hätte der Verfasser erst zeigen müssen, daß bey der Strafe sich jedesmal die Absicht des strafenden Wesens auf alle und jede ohne Ausnahme erstrecken müsse. Nun ist dieses der Wahrheit zuwider. Wie sollte es also nothwendig seyn, daß durch die vollkommenste Strafe in allen ohne Ausnahme ein Abscheu erreget werden müste. Wir müssen ja die Vollkommenheit der Strafe aus der Beziehung beurtheilen, die die unangenehme Empfindung auf die Absicht des Strafenden hat. Wir müssen sehen, ob er durch die Strafe diese Absicht am leichtesten erreichen könne, oder nicht. Wir müssen ja also dies erst wissen, wie weit die Absicht des Strafenden gehe, ehe wir die Beziehung der unangenehmen Empfindung zu dieser Absicht, oder das Vollkommene in der Strafe bestimmen können. Der Verfasser hat wohl den möglich grössesten Zweck, nicht aber die größeste Vollkommenheit der Strafe bestimmet.

§. 16.

Ist nun dieser Satz des Ungenannten, daß die vollkommenste Strafe sowohl den Verbrecher, als alle übrige verbessern müsse, noch nicht erwiesen; so ist auch diese

Folge

Folge noch nicht dargethan, daß Gott durch seine Strafen beydes die Verbrecher und alle übrige vernünftige Wesen bessern müsse. Ich kann diese Folge nicht eher einräumen, als bis man erwiesen hat, daß Gott allemal die Absicht haben müsse, nebst den übrigen auch in den Verbrechern einen Abscheu rege zu machen. Er muß zeigen, 1) daß hieraus wahre Vollkommenheiten im Ganzen fließen, und daß Gott also diese Absicht wollen müsse, 2) daß die Verbrecher nicht so verstockt und ruchlos seyn können, daß die Erregung des Absches bey ihnen unmöglich wird. So lange der Verfasser diese beyden Stücke nicht unwidersprechlich dargethan, so lange kann ich ihm auch diesen 5ten Satz nicht zugeben.

§. 17.

Wenn ich also gleich den 6ten Satz, daß, wenn die Quaal der Verdammten ewig dauret, die Besserung derselben unmöglich sey, ohne Widerrede zugebe, so leugne ich doch die Richtigkeit der Folge, daß die Quaal der Verdammten endlich einmal ein Ende nehmen müsse. Diese Folge wird nur alsdenn ihre Erweislichkeit haben, wenn man vollständig dargethan, was ich im vorhergehenden §. 8. gefordert habe.

§. 18.

Es ist also nunmehr der HauptBeweis des Ungenannten, wie ich glaube, hinreichend entkräftet. Ich gehe daher auf die wahrscheinlichen Beweise fort. Der erste ist auf diese Art abgefasset:

Es kann niemand leugnen, daß nicht alle Seligen eine große Anzahl ihrer nächsten Anverwandten, ihrer vertrautesten Freunde unter den Verdammten haben sollten.

Man kann auch nicht in Abrede seyn, daß die zärtlichen Bande der Freundschaft und der Lie-

be, die unter den Menschen in diesem Leben geknüpfet worden, auch in jenem Leben fortdauren werden.

Ist aber dieses; so wird das Vergnügen der Seligen nothwendig unterbrochen werden müssen, wenn sie ihre nächsten Anverwandten, ihre vertrautesten Freunde unter den Verdammten sehen.

Dieses Mißvergnügen kann bey den Seligen nicht weggeschaffet werden, wenn die Quaal der Verdammten ewig dauret. Nur die einzige Hoffnung, daß diese Quaal dereinst ihre Endschaft erreichen werde, und daß sie sich dereinst mit dem Gegenstande ihrer Liebe vereinigen können, wird ihnen zum Troste dienen.

Nun werden aber die Auserwählten das vollkommenste Vergnügen empfinden, welches nicht mit unendlich fortwährendem Verdrusse vermischet seyn darf. Es ist also wahrscheinlich, daß die Verdammniß ein Ende haben wird. Diese Wahrscheinlichkeit wird noch größer, wenn man bedenket, daß die Seligen, die durch die Schmerzen ihrer Anverwandten und Freunde so lebhaft gerühret sind, Gottes Barmherzigkeit unaufhörlich um Gnade anflehen werden, und daß Gott das Gebeth der Heiligen zu erhören versprochen hat.

§. 19.

Der erste Satz ist sehr wahrscheinlich. Allein der zweyte Satz; daß die in dieser Welt errichtete Freundschaft und Liebe in jenem Leben fortdauren werde, ist nicht so allgemein wahr, als der Verfasser ihn annimmt. Dies ist unstreitig, daß die Seligen unter sich durch die vestesten Bande der Freundschaft mit einander verbunden

seyn

seyn werden. Dies aber, daß die Seligen die freundschaftlichen Triebe, die sie in dieser Welt, gegen solche gehabt, die nun verdammt worden, auch in jener Welt hegen werden, ist eine Lehre, die den Begriffen des höchst glückseligen Zustandes widerspricht. Der Wille der Seligen wird nichts als Vollkommenes wollen können. Dies ist ein Satz, der aus dem seligsten Zustande der Vereinigung und Wirkung Gottes in die Seligen nothwendig folget. Wie wäre es also möglich, daß sie eine Neigung gegen etwas haben könnten, welches in den Augen Gottes ein Abscheu ist? Gott hasset die Verdammten; wie könnten also die Seligen dieselben lieben? So unmöglich es ist, daß man zugleich einen Gegenstand lieben und hassen könne, so unmöglich ist die Fortdauer der Freundschaft der Seligen mit den Verdammten. Erstrecket sich aber nur das fortdaurende Band der Freundschaft der Seligen, auf die himmlischen Bürger, sind die Verdammten von dieser Freundschaft ausgeschlossen, hassen jene vielmehr, vermöge der Heiligkeit ihres Willens, diese Unglückseligen; so wird die Quaal der ehemaligen Freunde der Seligen, gar kein Mißvergnügen unter die angenehmen Empfindungen der seligen Bewohner des Himmels zu mischen im Stande seyn. Können sie gleich nicht einsehen, wie die Vollkommenheit des Ganzen eine ewige Quaal der Verdammten erfordert; so ist ihnen doch dies zur völligen Beruhigung genug, daß sie erkennen, daß Gott, der allemal das Vollkommenste wählet, diese Strafe für die vollkommenste ansiehet. Erkennen aber die Seligen hieraus, daß die Quaal der Verdammten zur Vollkommenheit des Ganzen gehöret; so sehen sie auch ihre Begnadigung als eine wahre Unvollkommenheit an. Würde man aber den Seligen eine höchste Heiligkeit des Willens beylegen können, wenn sie im Stande wären, Gott um die Wirklichmachung einer Sache zu bitten, von der sie erkennen, daß sie eine wahre Unvollkommenheit ist? Wie wäre es daher wohl möglich, daß die Se-

ligen

ligen Gott um die Begnadigung der Verdammten bitten könnten? Ist aber dieses, so fällt die Wahrscheinlichkeit weg, daß Gott, um der Bitten der Seligen willen, der Quaal der Verdammten ein Ende machen werde.

§. 20.

Ich wende mich nun zu dem letzten wahrscheinlichen Beweise. Er ist, seinem HauptInhalte nach, dieser:

Gott hat die beste Welt blos darum erschaffen, damit die endlichen Dinge und insbesondere die vernünftigen Wesen, zu einer dauerhaften Vollkommenheit und Glückseeligkeit kommen möchten. Nun hat er es unstreitig von Ewigkeit vorhergesehen, daß so viele auf ewig von dem Genusse des höchsten Vergnügens entfernet bleiben würden, wenn wir unaufhörliche HöllenStrafen behaupten. Es wäre also wider die Absicht Gottes, und die Beschaffenheit der besten Welt, diese Unglücklichen erschaffen zu haben. Folglich ist es wahrscheinlich, daß kein Mensch auf ewig verlohren gehe, sondern daß die HöllenStrafen endlich aufhören werden.

§. 21.

Ich will auch diesen Beweiß kurz beurtheilen. Daß Gott unter allen Verknüpfungen der Dinge die beste erwählet; daß er sie blos aus der Absicht erschaffen, die endlichen Dinge vollkommen zu machen; daß er auch die ewige Unglückseligkeit so vieler Menschen vorhergesehen; sind Sätze, die aus den Eigenschaften Gottes unmittelbar fliessen. Nur dies sehe ich nicht ein, wie man daraus sicher schliessen könne, es sey wider die Absicht Gottes und die Beschaffenheit der besten Welt, Menschen in diese Welt gesetzet zu haben, die ewig verlohren gehen. Ich räume es völlig ein, daß es in Ansehung dieser unglückseligen Menschen besser gewesen wäre, wenn sie Gott

niemals hätte wirklich werden lassen. Allein würde es wohl in Ansehung des Ganzen besser gewesen seyn? Wer weiß, ob nicht alsdenn, wenn diese Unglückseligen nicht in der Welt gewesen wären, die meisten und wohl alle Menschen würden unglückselig geworden seyn. Es kann allerdings ein Laster BewegungsGründe zur Tugend geben. So lange also der Verfasser dies nicht darthut, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht größer seyn muß, wenn diese Elende fehlen, als da sie da sind; so lange wird auch sein Beweiß zur Ueberzeugung unzureichend bleiben. Wie wird er aber jenes bewerkstelligen können?

§. 22.

Vielleicht verlangt der Verfasser nun von mir, daß ich, da ich seine Lehre widerlegt habe, die Lehre unserer Kirche, durch Beweise der Vernunft unterstützen solle. Ich behaupte hier das, was einige über diesen Punkt denken, wenn sie sagen, es sey unmöglich, aus derselben vollständig darzuthun, daß auf die Sünden ewige, von den durch den natürlichen Zusammenhang bestimmten unterschiedene HöllenStrafen folgen werden; es sey aber nicht weniger unmöglich, aus derselben das Gegentheil zu beweisen. Sie beweisen diesen Satz daher, weil zur zur Untersuchung dieser Frage dies erfordert wird, daß wir alle göttliche Vollkommenheiten und alle mögliche und wirkliche Verknüpfung der Dinge kennen, welches aber unmöglich ist. Lässet uns aber gleich die ihr selbst gelassene Vernunft in diesem Stücke ungewiß; so giebt uns doch die nähere Offenbahrung in diesem Punkte Licht genug.

XII.

A. Garlichs

Versuche und Folgerungen

von den Wirkungen verschiedener flüßiger Materien auf die Pflanzen und deren Saamen.

Unter diejenigen Mittel, die von einigen auch gelehrten Wirthen vorgeschlagen werden, das glückliche Wachsthum des Saamens zu befördern, gehöret wohl insbesondere die Schwängerung des Saamens in allerley flüßigen Materien. Der eine preißt uns die Schwängerung des Saamens in Milch, der andere in Brandewein, und noch ein anderer in Urin, als die vorzüglichste Schwängerung an. Wiederum andere, die diesen Vorschlägen ihren Beyfall versagen, wollen behaupten, daß die Einweichung des Saamens in Mist-Wasser, oder in einer Lauge aus Potasche oder figirten Salpeter, der Aufmerksamkeit vernünftiger Wirthe insbesondere würdig sey. Allein die Hoffnung, die man uns macht, wird immer eitel bleiben. Ich habe mir vorgenommen, meine Leser von meinem Urtheile zu überzeugen. Ich will aber jetzt nicht dabey stehen bleiben, daß ich zeige, die vorgeschlagenen SchwängerungsMittel können keine vorzügliche Fruchtbarkeit wirken. Dies kann man in der PreißSchrift unsers **verehrungswürdigsten Vorsitzers, des Herrn Magister Schlettweins** von der Einweichung des Getraides in dazu dienliche Mischungen erwiesen finden. *) Ich will einige Versuche erzählen, die es

*) Man kann diese Schrift, die im vorigen Jahre in der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen mit dem Preiße ist bekrönet worden, in dem 97 Stücke der Hannöverischen nützlichen Sammlungen vom vorigen Jahre lesen.

es hinreichend zeigen, was für Wirkungen überhaupt durch die flüßigen Materien auf die Saamen und Pflanzen selber vorgehen. Sie werden dasjenige bestätigen, was der erfahrene **Reichardt** in Erfurth behauptet, *) daß nemlich die Schwängerung des Saamens in Milch, in Urin, in SeifenWasser u. s. w. dem Wachsthum der Pflanzen sehr schädlich ist.

Erster Versuch.

Ich nahm am 30 August eine große GartenBohne, die 25 Gran wog, und legte sie in reines Wasser. Nach 24 Stunden wog sie 22 Gran mehr. Eine andere Bohne von dieser Art von 27 Gran legte ich in Wasser, worinn rothe MergelErde war aufgelößet worden. Ihre Zunahme in der Schwere war auch 22 Gran. Die dritte Bohne in aufgekochter Milch wog zu Anfange 25 Gran, nunmehr aber 10 Gran mehr. Die vierte Bohne in noch nicht gefauleten Urin, die zuerst 17 Gran hielte, hatte 16 Gran zugenommen. Die fünfte Bohne von 18 Gran in KornBrandewein, wog 9 Gran mehr. Die sechste, die 27 Gran wog, legte ich in Mistsutte, diese hatte 18 Gran zugenommen.

Ich legte diese Bohnen von neuem eine jede in ihr bestimmtes flüßiges Wesen. Sie lagen darinnen noch 48 Stunden, darauf nahm ich sie wieder heraus, und untersuchte, welche Veränderungen in Ansehung ihrer Schwere vorgegangen waren. Bey der Bohne im reinen Wasser bemerkte ich in diesem Punkte keine Veränderung. Ich ließ sie dahero noch beynahe 24 Stunden in dem Wasser liegen, da fand ich, daß sie noch einen Gran zugenommen. Mit den übrigen machte ichs auf gleiche Art. Nach 48 Stunden hatte die Bohne im MergelWasser, weder eine Zunahme noch Abnahme in ihrer Schwere erlitten. Sie verhielt sich den darauf folgenden Tag noch eben

*) Siehe dessen Einleitung in den Garten- und AckerBau, 1sten Th. S. 109.

eben so. Die dritte Bohne hatte in den beyden Tagen noch 7 Gran zugenommen, den folgenden Tag war ihre Schwere nicht verändert. Die vierte in Urin veränderte sich in Ansehung der Schwere die drey letzten Tage über nicht. Eben so verhielt es sich auch mit der Bohne im Brandewein. Die aber in die Mistsutte gelegte Bohne hatte nach den 48 Stunden einen Gran abgenommen. Den folgenden Tag nahm ich in diesem Stücke keine Veränderung wahr.

Zweyter Versuch.

Nunmehro steckte ich diese Bohnen in ordentliches GartenLand. Ich ließ sie hierinn 3 Tage, und fand, da ich sie wieder ausgrub, daß die in reinem Wasser geschwängerte Bohne einen schönen Keim hatte. In ihrer Schwere hatte sie 4 Gran zugenommen. Die Bohne, die im MergerWasser gelegen, hatte gleichfalls schon gekeimt, doch so stark nicht als die vorige. Ihre Schwere war 6 Gran größer, als damals, wie ich sie hineinsteckte. Die in Milch eingeweichte Bohne hatte noch gar nicht gekeimet, in ihrer Schwere aber 5 Gran zugenommen. Die in Urin geschwängerte Bohne hatte auch noch gar nicht gekeimet. Ihre Zunahme in der Schwere war ein Gran. Eben so verhielt sich auch die in Brandewein eingeweichte Bohne. Die aber in der Mistsutte war geschwängert worden, hatte sich in ihrer Schwere gar nicht verändert, und auch noch nicht das geringste gekeimet.

Ich legte die Bohnen von neuem in die Erde, und war aufmerksam, welche am ersten aufgehen würde. Die in reinen Wasser geschwängerte Bohne zeigte sich 5 Tage nachher. Zwey Tage darauf kam auch die, im Wasser, worinn MergelErde war aufgelöst worden, eingeweichte Bohne zum Vorschein. Ich wartete noch drey Tage, ob sich keine von den übrigen zeigen würde, da dies aber nicht geschah, so grub ich sie wieder aus, und fand sie alle verdorben. Die in der Mistsutte und im Urin geschwän-

schwängerte Bohnen waren am meisten verdorben. Jene zerfiel mir zwischen den Fingern, wie ich sie ein wenig druckte, und war gänzlich verfaulet.

Dritter Versuch.

Denn 14 Sept. nahm ich eben solche große Garten-Bohnen, und legte sie in verschiedene flüßige Materien. Ich ließ sie hierinnen nur 24 Stunden. Eine Bohne, die 28 Gran wog, legte ich in reines Wasser. Eine andere von 26 Gran in Wasser, worinn rothe MergelErde war aufgelöset worden. Die dritte, die 21 Gran hielte, in frischen Urin. Die vierte auch von 21 Gran in aufgekochte Milch. Die fünfte, die 15 Gran wog, in SeifenWasser. Die sechste von 20 Gran, in Mistsutte. Die siebende von 18 Gran in KornBrandewein. Die achte von 22 Gran in eine Lauge aus figirten Salpeter. Die neunte von 25 Gran in eine Lauge aus Potasche. Ich ließ sie in diesen flüßigen Materien auf der Stube 24 Stunden stehen; darauf nahm ich sie heraus, trocknete sie ab, und wog sie von neuem mit vieler Genauigkeit.

Die Bohne im reinen Wasser war sehr stark aufgeschwollen, und hatte in ihrer Schwere 33 Gran zugenommen. Die Bohne im Wasser, wo die MergelErde war aufgelöset worden, war auch aufgeschwollen, doch so stark nicht, als die vorige. In ihrer Schwere bemerkte ich eine Zunahme von 24 Gran. Bey der in Urin gelegten Bohne war die Zunahme 16 Gran. Bey der in Milch war dieselbe Zunahme. Die im SeifenWasser hatte 15 Gran mehr als zu Anfange. Die Bohne in der Mistsutte hatte 13, und die in KornBrandewein 1 Gran zugenommen. Bey der Bohne in der Lauge aus Potasche war die Zunahme in der Schwere 16 Gran. Bey der in der Lauge aus figirten Salpeter 15 Gran.

Ich konnte anjetzo schon muthmassen, welche Bohne am ersten keimen würde, und von welcher ich den längsten und stärksten Keim in etlichen Tagen zu hoffen hätte. Die im KornBrandewein und in der Mistsutte geschwängerte Bohnen machten mir diese Hoffnung nicht. Um aber zur Gewißheit zu kommen, steckte ich die Bohnen, so wie die vorigen in ein gleich gutes Erdreich, und ließ sie darinn 5 Tage, alsdenn nahm ich sie wieder heraus, und fand, daß ich mich in meiner Muthmassung nicht betrogen hatte. Dieses waren die Veränderungen, die ich wahrnahm: Die Bohne, die in reinem Wasser war eingeweicht worden, hatte so einen langen und starken Keim, als man nur in so vielen Tagen erwarten konnte. Ihre Schwere war, nachdem ich sie vorher von der noch anklebenden Erde gereiniget hatte, 2 Gran mehr, als damals, wie sie gesteckt wurde. Die in dem Wasser, worinn MergelErde war aufgelöset worden, gelegte Bohne hatte auch gekeimt, doch so stark nicht, als die vorige. In ihrer Schwere war weiter keine Veränderung vorgegangen. Die im frischen Urin eingeweichte Bohne hatte nur ein wenig gekeimt, und in ihrer Schwere noch 11 Gran zugenommen. Bey der in aufgekochter Milch geschwängerten Bohne war auch ein kleiner Keim zu sehen; sieben Gran war noch ihre Zunahme an Schwere. Die in SeifenWasser geschwängerte Bohne hatte in ihrer Schwere noch 1 Gran zugenommen, und einen langen Keim, der dem Keime der Bohne, die in reinem Wasser war eingeweicht worden, vor allen übrigen am mehresten gleich war. Die im KornBrandewein eingeweichte Bohne, hatte einen kleinen Keim, und in ihrer Schwere noch 18 Gran zugenommen. Die Bohne, die in der Mistsutte war geschwängert worden, verhielt sich auch diesmal schlecht. Sie hatte noch nicht das geringste gekeimt. Ich öffnete sie, und fand, daß der sich zeigende Keim sehr ungesund aussahe. In ihrer Schwere bemerkte ich eine Zunahme von 7 Gran. Bey der Bohne,

die

die in einer Lauge aus Potasche war eingeweicht worden, zeigte sich auch nichts vom Keim. Die Zunahme in der Schwere war bey derselben 9 Gran. Es hatte auch die in der Lauge aus figirten Salpeter eingeweichte Bohne noch nicht gekeimt, und in ihrer Schwere noch 7 Gran zugenommen. Diese drey letzten Bohnen sahen ganz braun aus, und fiengen schon an zu faulen.

Vierter Versuch.

Ich nahm den 27 August KohlrabiPflanzen, und nachdem ich sie vorher gereiniget, und auf einer Wage abgewogen hatte, setzte ich eine jede in eine besondere flüssige Materie in kleine ZuckerGläser auf der Stube am Fenster. Hier ließ ich sie 52 Stunden stehen. Die Pflanze, die in reinem Wasser stand, und 33 Gran wog, ehe ich sie ins Wasser setzte, schien sich zu dieser Zeit dem äußerlichen Ansehen nach, noch nicht verändert zu haben. Sie hielt ihre Blätter in die Höhe, wie eine Pflanze, die in einem guten Erdboden stehet. Sie schien mir mit einem Worte noch vollkommen gesund zu seyn. Ich nahm sie zu der bestimmten Zeit aus dem Wasser, und nachdem ich sie vorher, so viel, als es mir möglich war, von dem noch anklebenden Wasser gereiniget hatte, wog ich sie wieder. Sie hatte in ihrer Schwere 4 Gran zugenommen. Ich setzte sie von neuen in das Wasser, und wog sie den folgenden Tag wieder. In ihrer Schwere bemerkte ich anjetzo keine Veränderung. Nach einer Woche sahe ich, daß unten an der Wurzel, die im Wasser stand und verfaulete, neue weiße Wurzeln zum Vorschein kamen. Die Pflanze erhielt sich zwar im Wasser länger als drey Wochen, an ihrer Länge aber bemerkte ich keine Zunahme. Es kamen immer an dem Orte, wo ein Blatt gesessen hatte, neue weiße Wurzeln zum Vorschein, wenn ihn das Wasser erreichte.

Die Pflanze im Wasser, worinn rothe MergelErde war aufgelöset worden, hatte mit der Pflanze im reinen Wasser mehrentheils ein gleiches äußerliches Ansehen.

Es schien mir aber doch dieselbe so vollkommen gesund nicht mehr zu seyn, wie jene. Es wog diese Pflanze zu Anfange 32 Gran, anjetzo hielte sie 2 Gran mehr. Ich wog auch diese Pflanze den folgenden Tag wieder. Ich bemerkte aber, daß die Zunahme der Schwere, die den vorigen Tag da war, anjetzo fehlte. Es hielt sich auch diese Pflanze noch lange Zeit in dem Wasser, und schlug wie die vorige, von neuen Wurzeln.

Bey der Pflanze in der Milch nahm ich schon mehrere Veränderungen wahr. Die Blätter sunken gleich am ersten Tage nieder, und fiengen an zu verwelken. Das HerzBlatt schien mir inzwischen noch gesund zu seyn. Die Blätter und die Stengel hatten nicht den geringsten merklichen Geschmack oder Geruch von der Milch an sich genommen. An statt, daß ich bey den vorigen Pflanzen eine Zunahme in der Schwere angetroffen, so fand ich bey dieser eine merkliche Abnahme. Sie war 7 Gran leichter, wie vorher. Zu Anfange, wie ich sie in die Milch setzte, war ihre Schwere 30 Gran. Ich setzte auch diese Pflanze wieder in die Milch. In wenigen Tagen war sie gänzlich verdorben.

Die Pflanze im frischen Urin war gleich am ersten Tage noch mehr verdorben, wie die vorige. Sie ließ die Blätter fast gänzlich niedersinken. Sie glich einer Pflanze, welche von einer anhaltenden SonnenHitze verdorben ist, und einen Mangel an Feuchtigkeiten empfindet. Das HerzBlatt fieng auch schon an zu verwelken. An dem Geruch und Geschmack der Blätter konnte ich nicht wahrnehmen, ob noch einige Theile von dem Urin in den Gefäßen der Pflanze anjetzo da waren. Sie hatte gleichfalls in ihrer Schwere abgenommen. Die Abnahme war 14 Gran. Wie ich sie hineinsetzte, wog sie 48 Gran.

Die in Mistfutte gesetzte Pflanze befand sich noch schlechter als die vorige. Alle Blätter waren gänzlich niedergesunken, ja die Blätter waren bereits so welk, wie

die Blätter einer Pflanze, die einige Tage auf der Oberfläche des Erdbodens gelegen, und den Wirkungen der SonnenStrahlen ausgesetzt gewesen. Der Geruch, welchen die Blätter gaben, wenn man sie zerrieb, zeigte vom Eindringen der stinkenden Theile der Mistsutte. Ihre Abnahme in der Schwere war 20 Gran. Zu Anfange war ihre Schwere 37 Gran.

Die Pflanze im KornBrandewein war gänzlich verdorben. Der Stengel wurde schon am ersten Tage ganz weiß, und die Stiele der Blätter waren gleichfalls ganz weiß. Durch die Sinne konnte ich nicht wahrnehmen, daß die geistigen Triebe des Brandeweins sich in die Blätter hinein bewegt hätten, und sich da noch aufhielten. Denn es war mir unmöglich, nachdem ich die Blätter und Stengel, die sehr zähe waren, zerrissen hatte, durch den Geruch oder Geschmack zu erfahren, daß diese etwa in diesen Stücken einige Aehnlichkeit mit dem Brandewein hätten. Die Abnahme der Schwere war bey dieser Pflanze 28 Gran. Sie wog, ehe ich sie in den Brandewein setzte, 61 Gran.

Die Pflanze aus der Lauge von figirten Salpeter ließ auch gleich am ersten Tage ihre Blätter sehr stark sinken. Sie hatte 5 Gran an ihrem Gewichte nach 24 Stunden verlohren. Man konnte das Salz in der Pflanze durch den Geschmack in etwas erkennen.

Erste Folge.

Das reine Wasser dringt unter den flüßigen Materien am schleunigsten und häufigsten in den Saamen hinein. Dies lehret der erste und **dritte Versuch.**

Zweyte Folge.

Das reine Wasser kann seine Wirkungen länger, als alle übrige flüßige Materien auf den Saamen äußern, ohne daß dieser zum Aufgehen untüchtig gemacht wird. Dies lehret der **zweyte Versuch.**

Dritte Folge.

Die Salze und die Schärfe einer flüßigen Materie sind ungeschickte Mittel, das Aufgehen des Saamens zu befördern. Dies ist aus dem **zweyten** und **dritten Versuch** klar.

Vierte Folge.

Das reine Wasser dringt für den übrigen flüßigen Materien am schleunigsten in die Pflanzen. Dies beweiset der **vierte Versuch.**

Fünfte Folge.

Je schärfer die flüßige Materie ist, welche auf die Wurzel der Pflanze wirket, desto weniger können die durch die Ausdünstungen verlohrnen Theile wieder ersetzt werden, und desto mehr wird die Pflanze an ihrem Wachsthum verhindert. Dies ist aus eben dem **Versuche** klar.

Sechste Folge.

Wenn das Wasser ungehindert auf die Wurzel einer Pflanze zu lange wirket, so fangen diese an zu verfaulen. Dies erhellet aus dem **vierten Versuche.**

Siebende Folge.

Die anhängende Kraft des Wassers ist eine Ursach, daß an einer Pflanze die Wurzeln da zum Vorschein kommen, wo der Widerstand der Wände der Pflanze vermindert ist. Der **vierte Versuch** bestätiget diese Wahrheit deutlich. Es entstehen neue Wurzeln, theils unten bey den alten verfaulten, theils da, wo die Blätter vom Stamme abgefallen. Im letzten aber doch nicht eher, als bis das Wasser diese Stelle berühret, oder doch sehr nahe dabey ist. Muß also nicht das Wasser so wirken, daß dadurch die Säfte in der Pflanze gegen das Wasser bestimmt werden? Muß es nicht durch eine anziehende Kraft wirken?

XIII.

L. A. Sarnighaussens Untersuchung,

Ob und inwieferne mit dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge die Freyheit bestehen könne?

Ist jemals eine Lehre gewesen, welche vielen Widerstand gefunden, so ist es gewiß die Lehre von der besten **Welt** und die damit verbundene Lehre vom allgemeinen Zusammenhange der Dinge. Philosophen sowohl als Theologen haben sich eifrigst bemühet, dieselben aus den Wissenschaften zu verbannen, ja es sind so gar einige auf dieselben so erbittert, daß sie lieber als **Philosophen** an der Vorherwissenheit Gottes zukünftiger Dinge zweifeln, als jene Lehren annehmen und mit Gewißheit vertheidigen wollen. Ist man auf die Gründe aufmerksam, deren sich diese Männer bedienen, den Ungrund dieser Lehre zu zeigen; so findet man eine große Verschiedenheit. Einige und zwar die mehresten verwerfen diese Lehren, ob sie gleich selbst nicht wissen, warum sie solches thun: andere glauben, Folgen aus denselben ziehen zu können, die ihnen so abgeschmackt scheinen, daß sie von diesen auf den Ungrund der Lehren selbst zu schließen, Ursache zu haben glauben. Unter diesen versagen ihr einige deßwegen ihren Beyfall, weil sie sich überredet haben, daß dasjenige, wodurch sich vernünftige Geschöpfe von den unvernüftigen unterscheiden, ich meyne die Freyheit, mit dieser Lehre vom allgemeinen Zusammenhange nicht bestehen könne. Wer weiß nicht, daß Herr D. Crusius und die Verfasser des BriefWechsels über wichtige Sachen der heutigen Gelehrsamkeit, und

noch andere in dieser Meynung stehen? Meine gegenwärtige Absicht erfordert es, das letzte etwas genauer zu untersuchen. Damit ich aber im Stande bin, meine Absicht glücklich zu erreichen, muß ich vorher die Begriffe der in dieser Frage vorkommenden Gegenstände fest setzen. Ich werde zu dem Ende drey Abschnitte zu machen haben. Der **erste** wird von der Willkühr und Freyheit handeln. Der Vorwurf des **zweyten** wird der allgemeine Zusammenhang der Dinge seyn. Der **dritte** wird die Untersuchung der Frage selbst in sich enthalten.

Erster Abschnitt, von der Willkühr und Freyheit.

Erste Abtheilung, worinn einige Begriffe beurtheilet werden.

§. 1.

Schon seit langen Jahren haben die größesten Männer unter einander gestritten, was die Willkührlichkeit, was die Freyheit eigentlich sey. Der eine nahm Bestimmungen zur Freyheit an, die der andere aus der Erfahrung und dem RedeGebrauch widerlegen zu können, glaubte. Dem einen schien der Weg, den der andere betreten hatte, seinen Begriff zu erfinden, der VernunftLehre nicht gemäß zu seyn. Und dieser glaubte, der Begriff des andern widerspräche solchen Wahrheiten der Vernunft, die vollständig dargethan werden könnten. Auch in unsern Tagen ist in Ansehung dieses Begriffes noch keine völlige Uebereinstimmung unter den Gelehrten. Es giebt große und um die Wissenschaften sehr verdiente Männer, welche von andern Gelehrten in Ansehung des Begriffes der Willkührlichkeit darinn abgehen, daß sie dieselbe in einem **Vermögen setzen, mit einer innern vollständigen Zufälligkeit selbstthätig zu wirken.** Es sey mir erlaubt, bevor ich mich selbst an die Erfindung des Begriffes der Willkühr wage, den Begriff dieser Männer zu prüfen.

§. 2.

§. 2.

Man nennet ein Ding zufällig, wenn das ihm auf widersprechende Art entgegengesetzte möglich ist. Eine Kraft handelt also zufällig, wenn das entgegengesetzte dieser Wirkung auch bey der Kraft möglich ist; innerlich zufällig aber, wenn der Grund der Zufälligkeit in der Kraft selbst zu finden, und vollständig zufällig, wenn sie nicht durch ihren vorhergehenden Zustand bestimmt wird, sondern sich jederzeit **des ganzen vorhergehenden Zustandes ohngeachtet**, eben so leichte zum Gegentheil ihrer Handlung bestimmen kann. Man behauptet also, daß wenn eine Handlung willkührlich genennet werden soll, der Grund dieser Handlung allein in der Kraft dieses Dinges so zu finden, daß dieses Ding sich jederzeit eben so gut zu der entgegengesetzten Handlung bestimmen könne. Man hat die Wahrheit dieser Bestimmungen in dem Begriff der Willkührlichkeit, nemlich die Möglichkeit derselben aus Begriffen, die Wirklichkeit aber aus Erfahrungen beweisen wollen. Es wird daher nöthig seyn, daß ich zuerst auf diese Beweise sehe, und untersuche, ob sie hinreichend sind, dasjenige vollständig darzuthun, was sie darthun sollen.

§. 3.

Wer die Möglichkeit eines Begriffes vollständig zeigen will, der muß nicht nur die Möglichkeit der Bestimmungen vor sich betrachtet, sondern auch in der Verbindung zeigen. Man hat sich bemühet, dieses zu bewerkstelligen. Man hat also erstlich zeigen wollen, daß eine innere zufällige Anwendung einer Kraft möglich; man schließet so: **Wenn Kräfte möglich, welche wesentlich von einander unterschieden sind, so, daß einige sich selbst zu entgegengesetzten Wirkungen bestimmen können, andere aber von einer äußerlichen Kraft erst müssen bestimmet werden, so folget, daß Kräfte möglich, welche mit einer innern Zu**-

fälligkeit zu wirken im Stande sind. Die Bedingung beweiset man aus dem Begriffe der Kräfte und den dabey möglichen Bestimmungen. Unter einer Kraft gedenket man sich dasjenige, wodurch etwas wirklich werden kann, und bestimmet nun die Art, wie etwas und zwar verschiedene Effecte wirklich werden können. Es soll nemlich entweder so geschehen, daß die Kraft durch sich allein wirket, oder von außen erst dazu bestimmet ist. Die Folge beweiset man aus dem oben angeführten Begriffe der innern Zufälligkeit. Die Bedingung würde ihre völlige Richtigkeit haben, wenn der Begriff, den man von der Krafft giebet, alle die Eigenschaften hätte, die man von einem vollkommenen Begriffe fordern kann, und wenn man hinlänglich erwiesen hätte, daß eine Kraft sich zu entgegengesetzten Handlungen zu bestimmen, vermögend sey. Ich glaube überzeugt zu seyn, daß der RedeGebrauch dem angegebenen Begriffe der Kraft ganz zuwider sey. Man müßte einem Dinge insofern eine Kraft beylegen, inwiefern ein äußerliches Ding durch dasselbe etwas hervorbringet; man müßte einem Beile eine Kraft, Holz zu spalten, beylegen, da es durch dasselbe möglich ist, wenn eine äußerliche Kraft hinzukömmt, die dasselbe dazu bestimmet, wenn man die Richtigkeit dieses Begriffes vertheidigen wollte. Allein wer redet wohl so? Nur in dem Falle wird man einem Dinge eine Kraft beylegen, in welcher es selbst zureichend ist, etwas zu wirken. So saget man, der Mensch hat eine Kraft zu gehen, wenn er sich selbst dazu zu bestimmen, im Stande ist, da man nach jenem Begriffe auch einem Lahmen diese Kraft beylegen müste, indem das Gehen bey ihm möglich ist, wenn andere ihm unter die Arme greifen und ihn mit fortschleppen. Da nun dieses seine Richtigkeit hat; so ist auch die Bedingung, daß es solche bestimmte Arten von Kräften giebt, unerwiesen. Wenn aber auch die Erklärung einer Kraft richtig wäre; so würde doch die Möglichkeit einer innern Zufälligkeit in

den

den Wirkungen einer Kraft nicht ausgemacht seyn: denn man hat dies noch nicht aus unumstößlichen Gründen gezeiget, daß eine Kraft sich zu entgegengesetzten Handlungen bestimmen könne. Man berufet sich auf die Kraft eines Menschen, diese soll sich bewegen können; sie soll die Richtung ihrer Bewegung verändern können, ohne daß sie von außen zu einer solchen Veränderung hinreichend gemacht wird. Allein wo ist ein Beweiß hievon? Ich kann ihn nirgends finden. Die Möglichkeit einer innern zufälligen Wirkung einer Kraft ist also noch nicht bewiesen worden.

§. 4.

Sollte man aber wohl die Möglichkeit des zweyten Stückes im Begriffe der Willkührlichkeit, ich meyne die **Möglichkeit solcher Wirkungen, die mit einer vollständigen Zufälligkeit geschehen,** bewiesen haben? Da dieses der wichtigste Punkt ist; so werde ich ihm die allergrößeste Aufmerksamkeit widmen. Man bildet, seine Absicht zu erreichen, folgenden Schluß: **Wenn zu einer Eigenschaft nur so etwas hinzugesezt wird, was eine gewisse Art dieser Eigenschaft bestimmet, und wenn das hinzugesetzte den übrigen Bestimmungen des Dinges, in welchem die angenommene Eigenschaft zu finden ist, nicht widerspricht; so ist der Begriff, der durch die Bestimmung dieser Eigenschaften entstanden ist, für sich betrachtet, nicht unmöglich. Wenn wir den Begriff von einer innern Zufälligkeit durch das Vollständige und Unvollständige weiter bestimmen, so wird zu einer Eigenschaft nur so etwas hinzugesetzet, was eine gewisse Art dieser Eigenschaft bestimmet, und welches den übrigen Bestimmungen des Dinges, in welchem die angenommene Eigenschaft zu finden ist, nicht widerspricht. Der Begriff der vollständigen Zufälligkeit ist also für sich betrachtet, nicht unmöglich.**

Die Wahrheit des SchlußSatzes wird hier auf den Beweiß des UnterSatzes ankommen. Man beweiset diesen daraus, weil eine innere Zufälligkeit möglich, weil diese noch weiter könne bestimmt werden, weil die Beschaffenheit der angenommenen Eigenschaft die Bestimmung des Vollständigen und Unvollständigen erfordere, und weil die hinzugesetzte Bestimmung des Vollständigen dem Begriffe von einer Wirkung, in welcher sich die Zufälligkeit befinden soll, nicht widerspricht.

§. 5.

Den Beweiß des ersten Punktes, nemlich, **daß eine innere Zufälligkeit möglich sey**, habe ich vorher geprüfet und gezeiget, daß er noch nicht unumstößlich sey. Es würde also schon hieraus das folgende wegfallen: denn wie kann ich die Möglichkeit der Arten eines Geschlechtes darthun, wenn ich die Möglichkeit des Geschlechtes noch nicht erwiesen. Allein ich will einmal die Möglichkeit des Geschlechtes, nemlich der innern Zufälligkeit, als bewiesen, annehmen und untersuchen, ob denn auch die Möglichkeit der Arten, die Möglichkeit einer vollständigen und unvollständigen Zufälligkeit dargethan sey. Man saget: **Dieses Geschlecht kann weiter bestimmet werden; die innere Zufälligkeit kann vollständig, sie kann unvollständig seyn.** Wie beweiset man aber diesen Satz, daß die innere Zufälligkeit beyde Bestimmungen haben könne. Sind sie denn möglich? Ich habe sehr begierig nach einem überzeugenden Beweiß dieser Möglichkeit gesuchet, ich habe aber keinen andern, als diesen finden können: **Je mehr eine Kraft in sich selbst hinreichend ist, etwas Vollkommenes zu wirken, desto größer ist die Vollkommenheit dieser Kraft. Eine Kraft, welche mit einer vollständigen Zufälligkeit etwas Vollkommenes wirken kann, ist an sich mehr zureichend, etwas zu wirken, als eine Kraft, welche nicht im Stande ist, mit einer vollständi-**

ständigen Zufälligkeit zu wirken; also ist jene vollkommener als diese. Ist aber eine Kraft, die mit einer vollständigen Zufälligkeit wirkt, vollkommen, so muß sie auch möglich seyn.

Bin ich auf diesen Beweiß aufmerksam, so nehme ich gar zu deutlich wahr, daß man den HauptSchlußSatz, daß eine vollständige innere Zufälligkeit möglich sey, schon in den Prämissen des ersten Schlusses, ohne Beweiß angenommen. Eine Kraft, heißt der UnterSatz, welche mit einer vollständigen Zufälligkeit wirken kann, ist an sich mehr zureichend, etwas zu wirken, als eine Kraft, welche nicht vollständig zufällig wirken kann. Was heißt dies, eine Kraft ist zureichend, etwas hervorzubringen? Ist dieses nicht eben so viel, als: sie hat eine innere Möglichkeit, etwas zu wirken, welche so groß ist, daß, wofern keine Hindernisse im Wege stehen, die Wirkung erfolget? Es lehret wenigstens der RedeGebrauch diesen Begriff völlig deutlich. So lange eine Kraft keine innere Möglichkeit in sich enthält, eine Wirkung zu äußern, so lange ist sie noch nicht hinreichend darzu. Wer siehet also nicht, daß der gedachte UnterSatz die Möglichkeit einer Kraft, welche mit einer vollständigen Zufälligkeit wirket, schon behaupte, da sie doch erwiesen werden sollte. So stark ist der Beweiß für die Möglichkeit einer vollständigen Zufälligkeit.

§. 6.

Der dritte Punkt in dem Beweise, den ich in dem 3. §. angeführet habe, ist dieser: Die Beschaffenheit der innern Zufälligkeit erfordert die Bestimmung, daß sie entweder vollständig, oder unvollständig sey. Man spricht, um dieses zu beweisen, so: Wenn ich eine innere Zufälligkeit gewisser Bestimmungen bey einer Kraft annehme, so kann ich fragen: wie kann dieses Ding die angenommenen Bestimmungen durch seine eigne Kraft hervorbringen? Um dieses

zu erfahren, gebe man auf die Erfahrung Achtung, man untersuche die Art, in welcher eine Maschine wirket, man gebe auf die Wirkung in uns, die man Ueberlegung nennet, Achtung, so wird man finden, daß die Maschine durch ihren vorhergehenden Zustand zu ihrer Wirkung zureichend bestimmet wird, und daß sie keine Fähigkeit hat, derjenigen Wirkung zu widerstehen, welche durch den vorhergehenden Zustand bestimmet wird; von meiner Ueberlegung aber merke ich, daß ich durch den vorhergehenden Zustand nicht dazu bestimmet werde: ich kann immer meinen Entschluß, meine Gedanken auf dieses oder jenes Ding zu richten, ändern. Daher lassen sich zwo Arten zufällige Eigenschaften in sich selbst zu wirken, bestimmen: einmal kann sich ein Ding zu gewissen Handlungen bestimmen, so, daß es durch den vorhergehenden Zustand nicht genöthiget wird, so, und nicht anders zu handeln; zweytens kann ein Ding durch seinen vorhergehenden Zustand genöthiget werden, den folgenden zu wirken. In jenem Falle ist die innere Zufälligkeit vollständig; in diesem aber unvollständig. Dies ist der Beweis, daß die Beschaffenheit der innern Zufälligkeit diese Bestimmungen, daß sie entweder eine vollständige oder unvollständige sey, erfordert. Allein ich gestehe es, daß er mir sehr unvollständig zu seyn scheinet. Ich will einmal annehmen, ich könnte nicht empfinden, daß ein gewisser vorhergehender Zustand mich diese oder jene Ueberlegung anzustellen, bestimmete; wird denn daraus folgen, also ist auch kein vorhergehender Zustand da, welcher mich bestimmet. Nur alsdenn wird diese Folge ihre Richtigkeit haben, wenn man allgemein wird erwiesen haben, was ich bey mir nicht empfinde, das ist auch wirklich bey mir nicht anzutreffen. Diesen Satz aber wird man wohl beständig unerwiesen lassen. So lange man also nicht entweder aus der Erfahrung hinreichend

chend zeiget, daß es Dinge giebt, die sich selbst zu Wirkungen bestimmen können, ohne daß sie durch den vorhergehenden Zustand genöthiget werden; oder aus Begriffen die Möglichkeit einer solchen Bestimmung richtig entwickelt, so lange wird es unerwiesen seyn, daß der Begriff der innern Zufälligkeit diese Bestimmungen erfordere.

§. 7.

Doch vielleicht ist die Wirklichkeit dieser Bestimmungen an einem andern Orte gründlicher dargethan, als da, wo man den vorigen Beweiß findet. Ich irre nicht. Man behauptet ganz ausdrücklich, daß, wenn ein Lehrer von seinen Zuhörern einen Einwurf auf einem Zettel bekommt und ihn durchlieset, er alsdenn merke, daß es bey ihm stehe, ob er demselben weiter nachdenken will, oder nicht, daß er mit einem Worte merke, er werde durch seinen vorhergehenden Zustand nicht zu dem einen oder andern Entschlusse genöthiget. Man verarge es mir aber nicht, daß ich glaube, man nenne hier das eine innere Empfindung, was man eine vorgefaßte Meynung hätte nennen sollen. Man will es merken, daß man nicht von einer äußerlichen Ursach, oder durch den vorhergehenden Zustand genöthiget werde, so, oder anders zu handeln. Was heißet aber dies: merken, daß man weder durch äusserliche Ursachen, noch durch den vorhergehenden Zustand zu Wirkungen bestimmet werde? Heißt dieses nicht so viel, als: alle Wirkungen äußerlicher Dinge auf uns, so wie sie sind, empfinden, und alles, was zu dem vorhergehenden Zustande gehört, gewiß erkennen, und daraus schließen, daß eine gewisse Handlung, die wir herfürbringen, nicht zu den Wirkungen der äußerlichen Gegenstände, auch nicht zu den Folgen des vorhergehenden Zustandes gehöret. Wenn man nicht alle Wirkungen der äußerlichen Gegenstände, die wirklich auf uns geschehen, bestimmt empfindet, so kann man ohnmöglich von einer gewissen Neigung der Seele sagen, daß sie von keiner

äußerlichen

äußerlichen Wirkung abhängt, und wenn man nicht alles deutlich weiß, was zum vorhergehenden Zustand der Seele gehört, so kann man auch ohnmöglich behaupten, daß eine gewisse Neigung in der Seele keine Folge des vorhergehenden Zustandes sey. Ist es also nicht zu viel gesprochen, wenn man von sich saget, man merke es, daß man weder von äußerlichen Gegenständen, noch durch den vorhergehenden Zustand zu dieser oder jener Neigung genöthiget werde? Man zeige erst, daß man alle Wirkungen der äußerlichen Gegenstände auf seine Seele wirklich empfindet, und alles genau einsiehet, was zum vorhergehenden Zustand erforderlich ist. Doch vielleicht will man nur dieses sagen, man merke, daß man von denjenigen äußerlichen Gegenständen, deren Wirkungen man auf sich empfindet, und durch diejenigen Stücke des vorhergehenden Zustandes, die man deutlich kennet, nicht genöthiget werde, so oder anders zu wirken. Allein, was gewinnet man durch diese Sprache? Können in uns nicht viele äußerliche Dinge wirken, ohne daß wir etwas anders, als die Folgen dieser Veränderung bey uns merken? Können nicht viele Dinge im vorhergehenden Zustande, die uns unbekannt sind, die Kraft unserer Seele überwiegend machen, eine Handlung von einer gewissen Beschaffenheit zu wirken? Man sage hier nur nicht, was man nicht weiß, dadurch kann man auch nicht bewogen werden. In dem Verstande, darinn dieser Satz wahr ist, ist er dem vorhergehenden nicht zuwider. Es ist wahr, woran ich nicht denke, das kann mir keinen BewegungsGrund geben, mich so oder anders zu neigen. Allein können nicht die äußerlichen Wirkungen eines Dinges, das Vermögen meiner Seele aus seinem vorhergehenden GleichGewichte bringen und zu einer bestimmten Neigung mehr zureichend machen, ohne daß sie ein BewegungsGrund (motiuum) hierzu sind. Wird denn wohl dazu, daß die Kraft meiner Seele eine gewisse überwiegende Thätigkeit bekömt, nothwendlg erfordert, daß

die Seele die Ursache dieser Thätigkeit kennet? Man wird dieses nicht behaupten dürfen, ohne der Erfahrung zu widersprechen. Wie oft hat nicht die Seele einen Trieb zu dieser oder jener Beschäftigung bekommen, der sehr stark ist, ohne daß sie den metaphysischen Grund dieses Triebes weiß? Man wird bisweilen vergnügt, bisweilen verdrießlich, ohne den Grund dieser Zustände der Seele zu wissen. Sollte dies nun noch nicht hinreichend genug seyn, zu zeigen, daß man niemals dies merken könne, daß man weder durch die Wirkung eines äußerlichen Gegenstandes, noch auch durch den vorhergehenden Zustand genöthiget werde, so oder anders zu wirken? Ist es aber, so wird man bekennen müssen, man habe dies noch nicht zulänglich erwiesen, daß die Beschaffenheit der innern Zufälligkeit die Bestimmung, daß sie eine vollständige sey, erfordere.

§. 8.

Der letzte Satz in dem angeführten Beweißthume, daß nemlich dem **Begriffe der Wirkung der Begriff der innern vollständigen Zufälligkeit nicht widerspreche**, wird auf diese Art weiter bewiesen: **Wenn es wahr ist, daß, wofern eine innere vollständige Zufälligkeit möglich ist, die Möglichkeit solcher Wirkungen gesetzet wird, die mit einer vollständigen Zufälligkeit geschehen; so widerspricht der Begriff von der innern vollständigen Zufälligkeit dem Begriffe von einer Wirkung nicht.** Die Bedingung dieses Schlusses beweiset man daher, weil alles, was zufällig ist, entweder eine Wirkung, oder etwas, was von einer Wirkung abhängig ist; die Folge erhellet ohne weitern Beweiß. Wenn ich auch diesen Beweiß zugäbe, so glaube ich doch, daß er zu der Absicht, zu welcher man ihn braucht, nicht hinreichend ist. Dieser Satz: der Begriff der innern vollständigen Zufälligkeit widerspricht dem Begriffe von einer Wirkung nicht, sollte ein

Grund von diesem Satze seyn: der Begriff der innern vollständigen Zufälligkeit ist, an sich betrachtet, möglich. Nun wird aber doch, zu Bestärkung jenes Satzes, dies voraus gesetzet, daß die innere vollständige Zufälligkeit möglich sey. Wer wird wohl also schließen können: die innere vollständige Zufälligkeit hebt den Begriff der Wirkung nicht auf, wenn sie nur möglich ist; daher ist sie, an sich betrachtet, nicht unmöglich. Wenn ich nun aber den Beweiß selbst genau betrachte, so leugne ich die Bedingung. Was zufällig ist, das ist entweder eine Wirkung, oder was von einer Wirkung abhängt; dies ist wahr. Hieraus aber folget nur, daß eine Wirkung zufällig seyn kann. Allein dies ist noch nicht daraus zu schließen, daß eine Wirkung eine vollständige Zufälligkeit haben könne.

§. 9.

So weit von der Möglichkeit des Begriffes, den man von der Willkührlichkeit gebildet hat. Wie ich es glaube, so ist von mir deutlich und vollständig gezeiget worden, daß man sie noch nicht genugsam bewiesen hat. Sollte man aber wohl die Wirklichkeit einer solchen abgeschilderten Willkührlichkeit dargethan haben? Ich muß allerdings auch auf diesen Punkt aufmerksam seyn, denn man kann die Wirklichkeit einer Sache überzeugend erkennen, wenn man gleich nicht vermögend ist, ihre innere Möglichkeit aus allgemeinen Begriffen zu zeigen. Ich finde keinen andern Beweiß für die Wirklichkeit einer solchen Willkühr, als diesen, daß man es bey sich merke, man verrichte gewisse Handlungen, z. E. die Anwendung der Aufmerksamkeit, mit einer vollständigen innern Zufälligkeit. Da ich nun zur Gnüge in dem vorhergehenden von diesem Punkte geredet habe; so wäre es vergeblich, hier weitläuftiger zu seyn.

§. 10.

Nur eines muß ich hier noch hinzufügen. Wenn man

man darthun will, daß die innere vollständige Zufälligkeit unserer Handlungen uns dazu bewege, daß wir diese Handlungen willkührliche nennen, so berufet man sich auf solche Wirkungen in uns, die wir keine willkührliche nennen, und bey denen wir dies finden, daß sie mit keiner innern vollständigen Zufälligkeit geschehen, z. E. auf die LeibesBewegungen und natürlichen Wirkungen unserer Maschine. Allein, wenn ich auch zugäbe, daß die willkührlichen Handlungen mit einer innern vollständigen Zufälligkeit geschähen, so bin ich doch überzeuget, daß der Unterschied, der sich zwischen diesen Wirkungen befindet, nicht allein dieser sey, daß die nicht willkührlichen durch den vorhergehenden Zustand, die willkührlichen aber nicht durch denselben bestimmet werden. Ist nicht dieses auch ein innerer Unterschied, daß die letzten nach einem vorhergegangenen Gedanken geschehen, die ersten aber ohne vorhergehenden Gedanken erfolgen. Man hat also auch dies noch nicht bewiesen, daß die innere vollständige Zufälligkeit, wenn sie auch möglich und wirklich wäre, uns bewege, die Handlungen willkührliche zu nennen.

§. 11.

Nun entstehet aber die Frage: **Ist die vollständige Zufälligkeit wirklich möglich, oder hat man Grund, zu behaupten, daß sie unmöglich sey?** Ich glaube, im Stande zu seyn, vollständig erweisen zu können, daß die innere vollständige Zufälligkeit einen wahren Widerspruch setze. Ich könnte dieses auf verschiedene Art bewerkstelligen. Allein, um nicht weitläuftig zu seyn, will ich nur ein paar Beweise anführen. Ich setze, ein willkührliches Subject A, welches eine Handlung B mit einer vollständigen Zufälligkeit wirket, folglich kann das entgegengesetzte der Handlung B, nemlich nicht B des ganzen vorhergehenden Zustandes und aller äußerlichen Dinge ohngeachtet, eben so gut (aeque) bey dem Subjecte A seyn, als B geschicht: dieses ist der Begriff der

vollständigen Zufälligkeit. Ist es also nicht klar, daß durch das völlig bestimmte Wesen des Subjectes A zu keiner Zeit die Handlung B, oder das Gegentheil derselbigen gesetzet werde? Wird nun in jedem Augenblicke durch das wirkliche oder völlig bestimmte Wesen des Subjectes A weder B, noch nicht B gesetzet, so wird in einem jeden Augenblicke sowohl B, als nicht B zugleich dadurch gesetzet. Ist dieses nicht ein offenbarer Widerspruch?

§. 12.

Mein zweyter Beweiß für die Unmöglichkeit einer innern vollständigen Zufälligkeit ist also beschaffen: **Kan eine willkührliche Kraft mit einer innern vollständigen Zufälligkeit wirken; so kann sie eine Handlung B verrichten, zu deren Unterlassung sie sich, zu eben der Zeit, da sie selbige herfürbringet, aller Gelegenheiten und aller vorhergehenden Zustände ohngeachtet hatte bestimmen können.** Dies ist der Begriff einer solchen Zufälligkeit. Die innere Möglichkeit dieser Kraft die Handlung B in dem gesetzten Augenblicke zu verrichten, ist entweder größer, als die Möglichkeit, diese Handlung zu unterlassen, in eben diesem Augenblicke war; oder nicht. Das letzte fällt weg, wenn B geschehen soll. Ist das erste, so ist sie entweder vermöge der wesentlichen Beschaffenheit der Kraft A größer, oder sie ist von außen größer gemacht worden. Ich denke doch wohl nicht, daß man einen dritten Fall annehmen wird. Wäre in der Kraft A die Möglichkeit die Handlung B zu wirken, vermöge ihres Wesens, größer, als die Möglichkeit, dieselbige in eben dem Augenblicke zu unterlassen: so könnte sich die Kraft A durch sich selbst nicht zu der Unterlassung der Handlung B bestimmen, sie müßte vielmehr immer bestimmet werden. Dies zeigt, daß B nicht mit einer innern vollständigen Zufälligkeit geschehen können. Ist das zweyte, ist die Möglichkeit in der Kraft A, in einem gewissen Augenblicke die Handlung B zu wirken, von außen größer gemacht worden, als die Möglichkeit in

eben

eben diesem Augenblicke die Handlung B zu unterlassen: so ist sie entweder so von außen vergrößert worden, daß sie diese Vergrößerung durch ihre eigene Kraft annehmen und auch nicht annehmen konnte, oder nicht. In diesem Falle fällt die innere vollständige Zufälligkeit der Handlung B weg. In jenem aber sind die Möglichkeiten in der Kraft A, die von außen abhängende Vergrößerung ihres Vermögens zur Handlung B anzunehmen und nicht anzunehmen, in dem Augenblicke, da das äußerliche Ding auf sie wirket, entweder völlig gleich, oder nicht. Ist das erste, ist nemlich die Möglichkeit in der Kraft A die Vergrößerung ihres Vermögens zur Handlung B anzunehmen, der Möglichkeit, sie nicht anzunehmen, gleich: so kann sich diese Kraft weder zur Annehmung noch zur Nichtannehmung gedachter Vergrößerung selber bestimmen. Sie wird bloß von außen bestimmet, wenn das eine oder das andere geschehen soll. Es geschicht also die Handlung B nicht mit einer innerlichen vollständigne Zufälligkeit. Ist das zweyte, so muß entweder die Möglichkeit in der Kraft A die äußerliche Wirkung anzunehmen, dadurch ihr Vermögen, B zu wirken, vergrößert wird, größer seyn, als die Möglichkeit, diese Wirkung nicht anzunehmen, oder sie ist kleiner. Im letzten Falle wird die Kraft A von außen nicht zureichender gemacht, die Handluag B zu wirken, als sie nicht zu wirken. Dies ist wider das, was wir angenommen haben, und woraus wir schließen. Im ersten Falle muß man, wofern man nicht wiederum auf die erste Art und also unendlich fort bestimmen will, behaupten, die Möglichkeit, die von außen abhängende Vergrößerung des Vermögens in der Kraft A zu der Handlung B anzunehmen, sey wesentlich größer, als die Vergrößerung nicht anzunehmen. Folglich wird die Kraft A von außen zu der Handlung B hinreichend bestimmt, und wirkt daher nicht mit einer innern vollständigen Zufälligkeit.

Zweyte Abtheilung.

von dem wahren Begriffe der Willkühr und Freyheit.

§. 13.

Es wird nun nöthig seyn, daß ich mich selbst bemühe, einen richtigen Begriff der Freyheit zu erfinden. Ich erkenne zwar die Schwierigkeiten, die dabey anzutreffen, wenn man einen solchen Begriff von der Freyheit finden will, der weder dem RedeGebrauche und der Erfahrung zuwider, noch auch Bestimmungen in sich enthält, die solchen Wahrheiten, die wir aus der Vernunft vollständig erweisen können, widerspricht. Allein diese Schwierigkeiten schrecken mich nicht ab, sondern ermuntern mich vielmehr, desto größere Behutsamkeit bey Erfindung desselben zu gebrauchen. Irre ich, so wird es mir höchst angenehm seyn, wenn mir andere meinen Irrthum durch Gründe zeigen. Ehe ich aber den Begriff von der Freyheit selbst bilde, will ich untersuchen, was man unter der Willkührlichkeit verstehet.

§. 14.

Wer von einem allgemeinen Objecte einen vollkommenen Begriff erhalten will, der muß auf die besondern Objecte Achtung geben, denen dieses allgemeine zukömmt, und in einem jeden so viele Merkmahle suchen, als möglich; er muß hernach diejenigen, so einem jeden besonders zukommen, von denen, so allen zukommen, absondern, und alsdenn diese mit einander verbinden. Dieser Regel werde ich auch bey Erfindung des Begriffes der Willkühr folgen müssen. Bin ich auf die Erfahrung und den RedeGebrauch aufmerksam, so finde ich bey den Menschen Handlungen, die man willkührliche nennet, und auch andere, die wir von den willkührlichen unterscheiden. Daß ich jezo schreibe, daß ich zur andern Zeit spatzieren gehe,

daß

daß ich meine Gedanken auf dieses oder jenes Object anhaltend richte, dies alles sind willkührliche Handlungen: daß aber meine Säfte aus dem Herzen durch alle Theile des Leibes sich bewegen, daß von meinem Geblüte allerley flüßige Materien abgesondert werden, daß ich das gegenwärtige Licht empfinde, wenn ich die Augen nicht zuthue, das sind Wirkungen, die ein jeder aus der Classe der Willkührlichen ausschließet. Wenn ich nun den Unterschied dieser Handlungen betrachte, so werde ich mehr als zu deutlich gewahr, daß das gemeinschaftliche der ersten Handlungen in Ansehung der Art und Weise, wie sie verrichtet werden, darinnen bestehet, daß sie die Seele hervorbringet, wenn sie sich dieselben erst in ihrem Innern gedenket; das gemeinschaftliche der letztern aber dieses ist, daß die Handlungen geschehen, die Seele mag daran erst denken oder nicht, sie mag sie sich als gut vorstellen, oder nicht. Außer diesem Unterschiede finde ich keinen andern, in welchem der Grund davon liegen könnte, daß man die ersten Handlungen willkührliche, die andern aber nicht willkührliche nennet. Was trifft man bey bey dieser Handlung, wenn ich schreibe, in Ansehung der Art und Weise, wie sie geschicht, anders an, als dies, daß das Gegentheil auch möglich ist, und daß sie eine vorhergehende Vorstellung in der Seele zum Grunde hat. Das erste findet man auch bey Absonderung der Säfte aus unserm Geblüte; allein das letzte fehlet in diesem Falle. Es muß also der einzige Unterschied der willkührlichen und nicht willkührlichen Handlungen darinn bestehen, daß jene eine Vorstellung in der Seele von ihrer Beziehung auf uns, voraussetzen, diese aber nicht. Man siehet dieses noch deutlicher, wenn man auf eine einzige Handlung aufmerksam ist, die bald willkührlich, bald nicht willkührlich ist. Man nehme nur das Athemholen, dieses geschiehet nicht willkührlich, so lange wir gar nicht so daran denken, daß wir uns dasselbe in einer Beziehung auf uns vorstellen. So bald wir aber in unserer Seele eine

eine Vorstellung von diesem erhalten, daß es uns gut sey, jetzt, und nicht zu einer andern Zeit Athem zu holen: so bald wird es eine willkührliche Handlung genennet. Es ist also **die Willkührlichkeit das Vermögen einer Kraft, einer Vorstellung von der Verhältniß einer Handlung gegen sich, gemäß zu wirken.** Wie aber dieses unmöglich ist, wenn die Handlung gar nicht wegseyn könnte, so erhellet mehr als zu deutlich, daß die Willkührlichkeit nur auf diejenigen Handlungen gehe, welche durch eine Kraft verrichtet, oder auch unterlassen werden können; das ist, alle willkührliche Handlungen müssen bey der Kraft, die sie wirket, wirklich zufällig seyn, sie müssen auch des Wesens der Kraft unbeschadet wegseyn können. Nur muß man diesen Satz, wie ich schon zuvor gezeiget habe, nicht umkehren.

§. 15.

Ich will also zuerst die Möglichkeit davon zeigen, **daß durch eine Kraft auch das entgegengesetzte, von dem, was sie wirket, vorgehen könne.** Ich schließe, um, dieses zu bewerkstelligen, so: Wenn eine Kraft möglich, welche verschiedene innere Zureichenheiten besitzet, die innerlich von einander unterschieden sind, so folget, daß auch eine Kraft möglich, wodurch zwey Wirkungen, die einander entgegengesetzet, möglich sind. Die Folge erhellet unmittelbar aus dem Begriff einer innern Zureichenheit. Die Bedingung beweise ich so: Gesetzt, es solte unmöglich seyn, daß eine Kraft von einander unterschiedene innere Zureichenheiten besitzet, also müßte der Grund entweder darinn liegen, daß innere von einander unterschiedene Zureichenheiten, vor sich betrachtet, unmöglich, oder, daß diese bey einer Kraft anzutreffen. Sollten innere zureichende Bestimmungen, die wirklich von einander unterschieden sind, an sich unmöglich seyn; so müßten entweder innere zureichende Bestimmungen, etwas wirklich zu machen, unmöglich seyn; oder es müste

ein

ein innerer Unterschied unter diesen Bestimmungen unmöglich seyn. Im ersten Falle muß entweder gar nichts wirklich werden können, oder es muß nirgends das seyn können, welches das andere wirklich machet. Jenes widerspricht unsern innern Empfindungen. Dieses aber fällt, wenn man das erste setzet, von selbsten weg. Im zweyten Falle müssen keine innere unterschiedene Objecte wirklich werden können. Allein, auch dieses ist unsern innern Empfindungen gerade zuwider. Die Möglichkeit des zweyten HauptFalles, daß verschiedene innere zureichende Bestimmungen bey einer Kraft möglich, erhellet daraus, weil, wenn ich eine Kraft setze, ich weiter nichts annehme, als daß ein Object in seinem Innern zureichend sey, etwas zu wirken. Wie aber eine Kraft von dieser Art möglich sey, kann man in des Herru Magister **Schlettweins**, meines vortreflichen Lehrers, Metaphysik *) weiter nachlesen.

§. 16.

Wie ist aber dies möglich, daß eine Kraft den Vorstellungen, die in ihr von der Beziehung der durch sie möglichen Handlungen auf ihr Inneres gebildet werden, gemäß wirket. Dies ist der zweite Punkt, den ich entwickeln muß. Gesetzt in einer Kraft ist eine wirkliche Abbildung der Handlung, deren Uebereinstimmung oder Streit mit ihren überwiegenden Trieben zur Thätigkeit sie in ihrem Innern fühlet. Muß sie jetzt nicht eine wirkliche Bestrebung anwenden, entweder die Handlung wirklich zu machen, oder sie zu unterlassen und sich von der Gelegenheit darzu zu entfernen? Man müste nicht wissen, daß das innere Bewustseyn einer Kraft blos in der Bestrebung bestehet, einem in ihr abgedruckten Bilde gemäß, sich thätig zu beweisen, wenn man jenes leugnen wollte. Ich will es deutlich zeigen, wie eine solche Bestrebung nach der geschehenen Abbildung eines Dinges in einer Kraft möglich ist. Die Kraft soll eine überwiegende Bestrebung zu etwas haben. Wenn nun ein Ding in dieser Kraft auf eine mit jener

*) s. §. 24. 25. der Mechanologie.

Bestimmung übereinkommende Art abgeschildert wird, so wird jene Bestimmung grösser, und beweiset sich also zu diesem Dinge, oder gegen dieses Ding thätig. Wenn aber das Ding in der Kraft auf eine mit ihrer überwiegenden Bestimmung streitende Art abgebildet wird, so wird jene Bestimmung in diesem Augenblicke verhindert, daher richtet sie sich, vermöge ihres Wesens, dahin, wo kein Widerstand ist. Sie wendet sich von dem Objecte ab.

§. 17.

Den Begriff der Freyheit zu erfinden, wird nunmehro der Zweck meiner Bemühung seyn müssen. Ich werde den Regeln der Vernunftlehre zufolge bey Erfindung desselben eben so, wie bey dem Begriff der Willkühr zu Werke gehen, und erst untersuchen, was man sich überhaupt unter der Freyheit gedenket, nachher aber den Begriff der sittlichen Freyheit feste setzen. Es entstehet also die Frage? **Was nennet man überhaupt frey?** Bin ich auf die Erfahrung aufmerksam, so finde ich, man nennet denjenigen Menschen, der mit einem andern einen Vertrag machet, nicht so frey, als er vorher war, ehe er dieses that. Man saget von einem Herren, er sey freyer, als sein Knecht. Man spricht von einem Menschen, der auf hohen Schulen lebet, er sey freyer, als wenn er noch unmittelbar unter der Bothmäßigkeit seiner Eltern stehet. Wenn ein Mensch aus einer Gefangenschaft los kömmt, so saget ein jeder: er ist frey gelassen. Man saget von den wilden Thieren: sie sind in der natürlichen Freyheit. Doch saget man von solchen Dingen, die keine Willkühr haben, nicht, daß sie frey sind. Suchet man in allen diesen Fällen das Allgemeine auf, so findet man dieses: **Ein willkührliches Ding ist in Betracht eines Objectes nicht frey, wenn es in Betracht dieses nicht handeln kann, wie es durch seine Willkühr will.** Frey seyn heißt also überhaupt: **in einem solchen Zustande seyn, da ein willkührliches Ding handeln**

deln kann, wie es will, oder, in einem Zustande seyn, darinnen das Vermögen eine zufällige Handlung, der erhaltenen Vorstellung gemäß, zu wirken, in einem gewissen Respecte nicht eingeschränket, oder nicht verhindert wird.

§. 18.

Ich will dieses jetzo auf ein vernünftiges Wesen anwenden. Ich behaupte zu dem Ende diesen Satz: **Soll ein vernünftiges Wesen als solches frey seyn, so muß seine Kraft in dem Zustande seyn, darinnen sie völlig hinreichend ist, nach den Vorstellungen, die sie durch den Verstand bildet, sich zum wahren Guten zu neigen.** Ich beweise die Wahrheit dieses wichtigen Satzes also: **Wenn ein vernünftiges Wesen nur dadurch vernünftig ist, daß es seine Neigungen mit den Regeln wahrer Vollkommenheiten vergleichet, und dieser Vergleichung gemäß, seine Willkühr anwendet; so folget auch, daß ein vernünftiges Wesen, als solches, nur alsdenn frey sey, wenn es in einem solchen Zustande ist, da es völlig zureichend ist, nach den Vorstellungen, die es durch die Anwendung seines Verstandes hat, sich zum wahren Guten zu bestimmen.** Was sollte ich in diesem Schlusse noch ferner zu beweisen nöthig haben. Die Folge erhellet aus dem Begriffe von der Freyheit. Die Bedingung aber fließet aus dem Begriff eines vernünftigen Wesens. Ich will mir Mühe geben, diesen Begriff, aus welchem ich zu schließen berechtiget zu seyn glaube, vollständig zu entwickeln. Wenn ich mir die Fälle deutlich vorstelle, in welchen von Vernunft und dem Vernünftigen geredet wird, und diejenigen dagegen halte, wo von Unvernunft und dem Unvernünftigen die Rede ist, so werde ich völlig davon überzeuget, daß man nur denjenigen Vernunft beyleget, welche das Vermögen besitzen, nicht blos den ersten Eindrücken der äußerlichen Gegenstände gemäß zu

wirken, sondern sie mit den übrigen Dingen zu vergleichen und nach ihren Folgen in sich abzubilden. Welches ist denn wohl die Ursach, daß man von einem Menschen, der etwas in bloßen Affecten unternimmt, dies leugnet, daß er mit Vernunft handele. Ist eine andere zu finden, als diese, daß er in diesem Zustande die Handlung herfürbringet, ohne erst darauf gesehen zu haben, ob ihre Folgen mit der Regel wahrer Vollkommenheiten übereinstimmen, oder nicht? Warum spricht man demjenigen ein vernünftiges Betragen gegen andere ab, der bey einer jeden Gelegenheit nichts als Hochmuth und Geringschätzung gegen sie sehen lässet. Ist wohl ein anderer Grund vorhanden, als weil man ein Bezeigen erblicket, welches sich unmöglich auf eine richtige Vergleichung seiner Beschaffenheit und Folgen mit den Regeln der Vollkommenheit gründet. Ich wenigstens finde keinen andern. Und warum nennen wir die Thiere unvernünftig, ist nicht dies die Ursache, weil wir nicht wahrnehmen, daß sie ein Vermögen besitzen, dies, was sie empfinden, mit den Regeln der wahren Vollkommenheit dieses Gegenstandes zu vergleichen? Warum nennet man hingegen denjenigen einen vernünftigen Mann, der die Dinge blos darnach schätzet, ob sie so sind, wie es die Regeln der Vollkommenheit fordern. Der Gebrauch zu reden wird uns die deutliche Antwort geben, daß der Grund darinnen liege, weil er nicht den Vorstellungen von den Dingen für sich, sondern den Vorstellungen von ihren Verbindungen und Folgen gemäß handelt? Ich glaube also, völlig richtig zu verfahren, wenn ich die Vernunft das Vermögen einer denkenden Kraft nenne, die Dinge ihren Folgen und Verbindungen nach zu erkennen, und mit den Regeln wahrer Vollkommenheiten zu vergleichen. Dies ist der Begriff, auf welchen sich die Bedingung meines Schlusses gründet.

§. 19.

§. 19.

Die Freyheit eines vernünftigen Wesens, als eines solchen, die Freyheit, die nur da wohnen kann, wo Vernunft ihren Sitz hat, wird die sittliche oder die **moralische** Freyheit genennet. Sie ist also der Zustand eines vernünftigen Wesens, in welchem sich dasselbe willkührlich zum Guten ungehindert neigen kann. Man setzet dieser Freyheit die sittliche Knechtschaft entgegen. Man stelle sich einen Menschen vor, der blos den Eindrücken, den die Sinne in ihm machen, folget, der sich nur zu dem bestimmet, was ihm die Sinne als gut darstellen, und nur das verabscheuet, was ihm von diesen als böse vorgestellet wird; von diesem Menschen spricht man: er lebe in einer moralischen Knechtschaft, er sey ein Sclave seiner Sinne.

§. 20.

Nun stelle man sich einmal die Größe und den Werth einer moralischen Freyheit vor. Sie ist gewiß der Wünsche auch derer würdig, denen Kronen und Zepter für andern den Vorzug geben. Ein sittlich freyer hat seine Begierden nicht auf den Besitz dieses oder jenes bestimmten Gegenstandes angeheftet. Seine Kraft ist nur zu dem wahren Guten überwiegend gestärkt. Er ist bey dem Besitze eines Gutes nicht vergnügter, als er ist, wenn er dasselbe auch um einer größeren Vollkommenheit bey andern willen verliehren soll. Die Abwechselungen und Veränderungen der Dinge in der Welt wirken bey ihm keine Abwechselung von Vergnügen und Mißvergnügen. Er weiß, daß in dem von Gott auf das weißeste und gütigste eingerichteten Zusammenhange der Dinge nichts erfolget, als wovon Gott gesehen hat, es hebe die beste Verknüpfung, die möglich war, nicht auf. Eine solche Stärke in der Kraft eines Geistes sollte nicht erhaben und ein unveränderlich Ziel unserer Begierden seyn?

§. 21.

Doch ich will, daß ich nichts übergehe, vollständig zeigen, daß und wie eine solche sittliche Freyheit möglich sey. Die Möglichkeit der Willkühr ist vorher erwiesen. Ich will deswegen nur zeigen, daß die Willkühr in ihrem Innern gestärkt werden könne, daß sie sich zum wahren Guten, als solchen, immer neige. Ich schließe: Wenn dieses, daß ein vernünftiges Wesen abstracte Vorstellungen zu bilden und diesen gemäß sich zum Guten zu neigen, überwiegend bestimmet ist, dieses nicht aufhebet, daß es durch seine Kraft eine gewisse Handlung wirken und unterlassen kann; so folget, daß die Bestimmung, daß ein vernünftiges Wesen abstracte Vorstellungen zu bilden und diesen gemäß sich zum Guten zu neigen, überwiegend bestimmt ist, auch dieses nicht aufhebe, was durch die Willkühr gesetzet wird. Ich schließe von der Wahrheit der Bedingung auf die Richtigkeit des SchlußSatzes. Die Folge erhellet aus dem Begriff der Willkühr. Die Bedingung bevestige ich also: Gesetzt dieses, daß ein vernünftiges Wesen deutliche Vorstellungen zu bilden und diesen gemäß sich zum Guten zu neigen, überwiegend gestärkt ist, sollte dieses aufheben, daß das Entgegengesetzte seiner Handlung durch seine Kraft möglich, so müßte der Grund entweder darinn liegen, daß es sich deutliche Vorstellungen zu bilden, oder darinn, daß es sich diesem gemäß zum Guten zu neigen, überwiegend hinreichend ist. Ich schließe von der Falschheit dieser beyden Glieder auf die Falschheit des angesetzten Satzes. Die Falschheit des ersten Gliedes erhellet daraus, weil, wenn ein vernünftiges Wesen eine deutliche Vorstellung von seiner Handlung bildet, dieses nicht ausgeschlossen wird, daß es nicht auch vom Gegentheile eine solche Vorstellung bilden könne. Die Falschheit des zweyten Gliedes ist daraus klar, weil das vernünftige Wesen dadurch, daß es zum Guten überwiegend gestärket ist, noch keine innere größere Stärke zu dem einen oder andern völlig bestimmten Objecte hat, welches gut ist.

§. 22.

Wie ist denn aber eine solche innere Stärke in der Willkührlichkeit möglich, dadurch sie überwiegend zum Gebrauch des Verstandes und zum Guten, als solchen, geneigt ist? Ich werde in der Beantwortung dieser Frage nur kurz seyn. Es ist eine jede endliche Kraft von der Art, daß sie in ihrem Innern zu der Handlung eine gewisse Stärke erlanget, welche sie am öftersten herfürbringet. Es ist aber auch das gewiß, daß eine denkende Kraft zu derjenigen Wirkung am stärksten bestimmet sey, welche am lebhaftesten in ihr abgebildet ist. Wenn also in der denkenden Kraft eines vernünftigen Wesens die Vorstellungen vom Guten als Guten die größesten und lebhaftesten sind, und sie, so oft als möglich, blos zur Betrachtung der Dinge mit dem Verstande und zum Guten als Guten sich neiget, so entstehet eine solche Stärke in der Willkührlichkeit, vermöge deren diese gegen das Gute als solches ein Uebergewicht hat. Wie könnte es auch anders seyn? Eine Kraft hat zu einer Wirkung ein inneres Uebergewicht, wenn es ihr leichter ist, diese Wirkung herfürzubringen, als eine andere, die auch durch sie möglich; oder, wenn ihre Möglichkeit, die eine Handlung zu wirken, größer ist, als ihre Möglichkeit, die andere herfürzubringen. Je öfterer aber eine Kraft unter gewissen Umständen eine Handlung wirket, desto mehr stimmt diese Handlung, wenn diese Umstände wieder kommen, mit der Kraft überein, und also desto größer ist die Möglichkeit dieser Kraft, diese Handlung zu wirken. Und je lebhafter eine Handlung in einer Kraft abgebildet wird, desto größer ist die mit der Handlung übereinstimmende innere Beschaffenheit in der Kraft. Mithin muß auch hier die Möglichkeit, diese Handlung zu thun, größer seyn, als die Möglichkeit, sie zu unterlassen.

§. 23.

Nachdem ich den Begriff von der sittlichen Freyheit bestimmt, und dessen innere Möglichkeit gezeiget habe, will

ich einen Satz zu erweisen, mich bemühen, der uns in der Auflösung der Schwierigkeiten in der Lehre von der Freyheit sehr nützlich ist. Er ist dieser: **Die Willkührlichkeit und Freyheit setzen in der Kraft, darinnen sie sich befinden, ein Vermögen, selbstthätig zu wirken, voraus.** Wer auf folgende Gründe aufmerksam ist, der wird meiner Meynung beyzupflichten, genöthiget werden. Wenn ein Ding willkührlich oder gar frey wirket, so muß es die Vorstellung einer durch dasselbe möglichen Handlung mit seinem Innern zusammen halten, und entweder eine Uebereinstimmung, oder einen Streit derselben fühlen (§. 14. 18.). Wer siehet also nicht, daß ein Ding, indem es willkührlich oder gar frey handelt, gegen sich selbst eine Bestrebung anwendet? Nun getraue ich mir vollständig zu zeigen, dies sey unmöglich, wenn das Ding nicht selbstthätig wirket. Sollte ein Ding von außen eine Bestrebung gegen sich selbst bekommen, so müßte die äußerlich wirkende Ursache durch eine Neigung gegen sich in dasselbe wirken können, der Grund hält immer eine Abbildung des Gegründeten in sich. Ist dies aber nicht etwas unmögliches, daß ein Ding durch eine Neigung gegen sich auf ein anderes wirke? Der Widerspruch fällt einem jeden gar zu deutlich in die Augen. **Es muß also die Willkührlichkeit, und mithin auch die Freyheit die Selbstthätigkeit setzen.**

§. 24.

Und es werden auch selbst die willkührlichen und freyen Handlungen mit einer Selbstthätigkeit verrichtet. Alle willkührliche und freye Handlungen kommen dadurch zur Wirklichkeit, daß sich die Kräfte selbige in Ansehung ihrer als gut vorstellen (§. 14. 18.). Dies ist aber eine Anwendung der Selbstthätigkeit (§. 23.). Es müssen daher alle willkührliche und freye Handlungen selbstthätige seyn. Und so siehet man auch aus den unverwerflichsten ErkänntnißGründen ein, daß unserer Seele

eine

eine Kraft zukomme, sich selbst zu verschiedenen Handlungen zu bestimmen. Jetzt ist diese Wahrheit von allen Erfahrungen unabhängig erwiesen.

§. 25.

Nun bin ich im Stande, von der Willkühr und Freyheit einen erhöheten Begriff zu bilden. Jene nemlich ist die innere Beschaffenheit einer Kraft, vermöge deren sie von verschiedenen Handlungen Vorstellungen besitzen kann, und der stärksten oder lebhaftesten gemäß sich selber zu bestimmen, hinreichend ist. Diese aber bestehet in dem Vermögen einer Kraft von den verschiedenen Handlungen wahrhaftig deutliche Vorstellungen zu besitzen, und der lebhaftesten unter diesen gemäß sich selber zum Guten, als solchen, zu bestimmen.

Zweyter Abschnitt,

von der Beschaffenheit des allgemeinen Zusammenhanges der Dinge, und ob eine unvermeidliche Nothwendigkeit aller Handlungen dadurch gesetzt werde?

§. 26.

Ich gehe nunmehro zum zweyten Punkte fort, dessen Entwickelung zu einer vollständigen Auflösung der HauptFrage nöthig ist. Ich will nemlich der Beschaffenheit des allgemeinen Zusammenhanges der Dinge meine Betrachtungen widmen. Dies werde ich zu meiner Absicht nicht nöthig haben, daß ich die Möglichkeit und Wirklichkeit einer solchen Verknüpfung fest setze. Die Frage, die ich zu beantworten habe, erfordert nur dies, daß ich untersuche: Ob in einem allgemeinen Zusammenhange der Dinge, wofern man ihn vertheidi-

get, etwas anzutreffen, welches der **Willkühr** und Freyheit zuwider ist. Indessen können meine Leser, um von dem Daseyn einer solchen Verknüpfung überführet zu werden, des Herrn Garlichs Beweis des allgemeinen Zusammenhanges in dieser Sammlung nachlesen. Ich will nur auf die innere Beschaffenheit eines solchen Zusammenhanges hier etwas weiter aufmerksam seyn.

§. 27.

Im gedachten Beweise des Herrn **Garlichs** ist der allgemeine Zusammenhang eine Verknüpfung genennet worden, darinnen die Veränderungen des einen einen Grund von einer andern Veränderung aller übrigen Dinge nach allen folgenden Zuständen sind. Da man diesen Begriff, dem RedeGebrauche der Philosophen gemäß, gebildet hat; so kann ich ihn hier für unwidersprechlich annehmen, und daraus weiter auf die Beschaffenheit jenes allgemeinen Zusammenhanges der Dinge schließen. Der erste Satz, den ich hier behaupte, ist dieser: **Im allgemeinen Zusammenhange der Dinge müssen alle Wirkungen, die nicht die ersten in der ganzen Verknüpfung der Dinge sind, Wirkungen seyn, die einen Grund in einer andern Begebenheit haben.** Wäre dies nicht, so müßten sie als solche, die einen Grund von übereinstimmenden Veränderungen in allen übrigen Dingen, nach allen folgenden Zuständen sind, zu eben der Zeit, da vermöge der ersten Begebenheit gewisse Veränderungen erfolgen, in eben den Dingen andere Veränderungen wirken. Dies ist aber etwas ungereimtes.

§. 28.

Ueberhaupt müssen alle Veränderungen der Dinge, welche vorher nicht da waren, Wirkungen seyn, welche von einem Grunde so abhängen, daß, wenn der ganze Grund da ist, die ihm gemäße Veränderung erfolgen wird. Veränderungen der

Dinge

Dinge, die vorher nicht da waren, sind so beschaffen, daß ihr Gegentheil möglich. Solche Gegenstände aber werden zufällige genennet. Was bey einem Dinge zufällig ist, das kann, wenn wir auf dieses Ding sehen, da und weg seyn. Wenn es nun da ist, und doch nicht durch dieses Ding nothwendig gesetzet wird, so muß auch etwas vorhanden seyn, welches machet, daß es ist, man müßte sonst den wunderbaren Satz annehmen, daß es durch seine eigne Möglichkeit wirklich werde. Dieses aber, welches machet, daß etwas anderes sey, wird der metaphysische Grund genennet. Alles Zufällige hat also einen metaphysischen Grund. Es müssen also die gedachten Veränderungen der Dinge nothwendig von einem metaphysischen zureichenden Grunde abhängen. Da nun der zureichende Grund einer Sache alles setzet, was zur Wirklichmachung erfodert wird, so können auch die Veränderungen gar nicht unterbleiben, wenn ihr zureichender Grund, als solcher, völlig da ist.

§. 29.

Man läugnet diesen Satz. Man will nicht nur die Irrthümer, sondern auch die Handlungen, da wir aus mehrern Dingen, die einerley sind, eines erwählen, von denen ausschließen, die einen wirklichen zureichenden Grund haben. Die Irrthümer sollen darum keinen zureichenden Grund haben, weil sie sonst aus richtigen Sätzen richtig müssen geschlossen und also Wahrheiten seyn. Daß aber die Handlungen, da wir aus mehrern Dingen, die einerley sind, eine erwählen, von keinem zureichenden Grunde abhängen, soll die Erfahrung zureichend lehren. Ich halte dafür, daß sich keines von beyden vertheidigen lässet. Wenn man fraget, ob die Irrthümer einen zureichenden Grund haben, so will man dieses nicht wissen, ob der irrige Satz die Kennzeichen, oder den Grund der Wahrheit habe. Dies weiß ein jeder aus dem Begriff des Irrthums, daß es nicht seyn könne. Dies ist nur

die Frage: ob dies, daß ein denkendes Wesen von dem Subjecte A ein Prädicat B gedacht, welches doch nicht bey dem Subjecte ist, einen metaphysischen Grund seines Daseyns habe. Will man nun diese Frage verneinen, so kann es nicht daher geschehen, weil ein Irrthum die Kennzeichen oder den Grund der Wahrheit nicht habe, wohin dies gehört, daß ein Satz aus richtigen Gedanken richtig geschlossen worden, sondern man muß zeigen, daß gar nichts vorhanden sey, welches machet, daß das denkende Wesen mit dem Subjecte dieses Prädicat verbindet. Warum hat man dieses nicht dargethan?

§. 30.

Was die Handlungen anbetrift, da wir aus mehrern Dingen, die zu unserer Absicht gleich gut sind, das eine wählen, so ist dies kein Beweis davon, daß sie keinen zureichenden metaphysischen Grund haben, wenn man saget: **Die Erfahrung lehret, daß es uns gleich viel sey, welches von diesen Dingen wir nehmen, und daß wir keinen besondern Grund haben, wenn wir das eine und nicht das andere erwählen.** Es ist wohl wahr, unsere Absicht giebt uns keinen BewegungsGrund, warum wir vielmehr das eine als das andere wählen. Allein es kann und muß doch ein Grund da seyn, welcher machet, daß wir unsere Kraft nur gegen das eine Ding wenden, da wir sie auch gegen das andere richten könnten. Ich will es zeigen, wie ein solcher Grund möglich und sich wirklich äußert, ohne daß wir es merken. Man leget wir zwey Dinge von einerley Beschaffenheit vor. Ich habe ein Verlangen, eines davon zu nehmen. Ich finde keinen Unterschied an denselbigen. Ich urtheile also, es sey in Ansehung meiner Absicht gleich viel, ob ich das eine oder das andere nehme. Wenn ich nun in diesem Augenblicke, da die Seele jenes Verlangen äussert und dieses Urtheil fället, meine Augen mehr auf das eine gerichtet habe, als auf das andere, so bewegen sich

noth-

nothwendig die LebensGeister in meinen Nerven stärker nach der Gegend, wo das erste befindlich ist. Daher wird die bewegende Kraft meiner Hand, wofern kein neues Hinderniß da ist, nach dieser Gegend bestimmet. Ich nehme dieses und nicht das andere. Ist hier nicht ein Grund meiner Wahl, ob ich gleich bey Vollziehung derselben gar nicht daran denke.

§. 31.

So gewiß indessen diese Lehre ist, daß alles, was im allgemeinen Zusammenhange der Dinge in einem folgenden Zustande wirklich wird, einen Grund seines Daseyns in dem vorhergehenden Zustande haben, und wenn derselbe einmal ganz vorhanden ist, wirklich erfolgen muß, (§. 28.): so gewiß ist es doch, daß der allgemeine Zusammenhang der Dinge dies nicht setzet, daß alles, was in einem Dinge wirklich wird, nur von einer äußerlichen Wirkung abhänge. **Es hebet mit einem Worte der allgemeine Zusammenhang dies nicht auf, daß verschiedene Dinge in demselben selbstthätig wirken.** Dies ist der zweyte Satz von der Beschaffenheit des allgemeinen Zusammenhanges, mit dessen gründlichen Beweise ich mich jetzt beschäftigen muß. Wenn der Selbstthätigkeit der Dinge ohngeachtet eine solche Verknüpfung unter ihnen möglich ist, darinne die Veränderungen des einen ein metaphysischer Grund von übereinstimmenden Veränderungen der übrigen sind; so kann der allgemeine Zusammenhang der Dinge den selbstthätigen Wirkungen der Kräfte gar nicht zuwider seyn. Die Folge dieses Schlusses hat keinen weitern Beweiß nöthig. Sie gründet sich auf den wahren Begriff vom allgemeinen Zusammenhange der Dinge. Allein die Bedingung bedarf eine weitere Unterstützung. Man richte aber nur seine Aufmerksamkeit auf nachfolgende Gründe, so wird man die Wahrheit derselben völlig überzeugend einsehen. Wenn man eine Reihe von Dingen annimmt, die ein inneres

Vermögen besitzen, selbstthätig zu handeln, oder sich selbst zu etwas zu bestimmen, so ist es gar nichts widersprechendes, auch dies zu setzen, daß sie sich in einer Coexistenz befinden, darinnen das eine den hinreichenden Bestrebungen des andern immer einen Widerstand entgegen setzet. In diesem Falle darf nur ein einziges durch eine äußerliche Kraft so bestimmt werden, daß es seine Thätigkeit nicht mehr wider die wesentliche Wirkung des andern anwendet: so werden alle übrige Dinge durch ihre eigene Kräfte das wirken, was durch sie möglich ist, doch, wie ich nachher zeigen werde, ohne innerer Nothwendigkeit und äußerem Zwange. Ist hier nicht eine solche Verknüpfung aller dieser Dinge, darinnen eine Veränderung des einen ein Grund von übereinstimmenden Veränderungen der übrigen ist? Wirken aber auch nicht diese Dinge selbstthätig? Man irret daher sehr, wenn man sich den allgemeinen Zusammenhang der Dinge überhaupt als eine solche Verknüpfung vorsteller, darinnen das eine immer von einem andern zu seinen Wirkungen hinreichend gemacht wird, so, wie in einer Maschine ein Theil seine Thätigkeit blos von dem andern bekömmt.

§. 32.

Ein Ding **wird von außen zu etwas gezwungen,** wenn es blos von einem äußerlichen Grunde dazu hinreichend gemacht wird. Der RedeGebrauch bestätiget diesen Begriff vollkommen. Es ist also eine unumstößliche Wahrheit, daß der allgemeine Zusammenhang der Dinge überhaupt keinen äußerlichen Zwang in den Wirkungen aller Dinge einführet (§. 31.).

§. 33.

Noch weniger aber kann man behaupten, daß die Lehre vom allgemeinen Zusammenhange der Dinge eine blos innere Nothwendigkeit in den Wirkungen der Dinge setze. Sollte eine innere Nothwendigkeit in den Wirkungen der Dinge durch die allgemeine Verknüpfung eingeführet

geführet werden, so müßte dadurch, daß die Veränderungen des einen Dinges ein Grund von übereinstimmenden Veränderungen der übrigen nach allen folgenden Zuständen sind, dies verursachet werden, daß die selbstthätigen Dinge durch ihre Kraft nur eine einzige bestimmte Wirkung herfürbringen können, und ganz aufhören, thätig zu seyn, wenn sie ihr bestimmtes Wesen behalten und in jenen Wirkungen verhindert werden. Die Weisen haniemals mit dem Ausdrucke: **innere Nothwendigkeit** einen andern Gedanken verbunden, als diesen, daß ein Ding in seinem Innern nur zu einer einzigen bestimmten Handlung so zureichend ist, daß, wenn es sich thätig beweiset, blos diese und keine andere Wirkung dadurch entstehen kann. Müßte also nicht diese Verknüpfung der Dinge, darinnen die Veränderung des einen immer ein Grund zu einer übereinstimmenden Veränderung der übrigen nach allen folgenden Zuständen ist, wenn sie eine innere Nothwendigkeit setzen sollte, entweder nur unter solchen Dingen seyn können, welche durch ihr Wesen nur auf eine einzige Art zu wirken im Stande sind; oder Dinge von einer andern Beschaffenheit in ihrem Wesen so verändern, daß sie nunmehr blos eine einzige Wirkung herfürbringen können. Doch es kann weder das erste noch das letzte mit der Wahrheit bestehen. Das letzte ist darum ohnmöglich, weil die erwähnte allgemeine Verknüpfung der Dinge nur dies setzet, daß, wenn ein Ding auf eine gewisse Art verändert wird, alsobald in dem andern eine Veränderung entstehe; weil mit einem Worte der allgemeine erwähnte Zusammenhang blos nach der innern Beschaffenheit der Kräfte eingerichtet ist. Das erste aber ist eben so ungereimt. Könnte nur unter solchen Dingen, die vermöge ihres Wesens zu einer einzigen Handlung bestimmet sind, eine Verknüpfung von der benannten Art seyn; so müßten diejenigen Kräfte, durch welche, ihres Wesens unbeschadet, Handlungen von entgegengesetzter Beschaffenheit möglich sind, nicht in einer

Verknüpfung seyn können, darinnen ihre innern entgegengesetzten Bestrebungen, oder zureichenden Möglichkeiten zu wirken von andern Dingen verhindert werden (§. 31.). Wer dies behaupten will, der muß glauben, daß die Dinge, in welchen sich verschiedene innere Möglichkeiten zu wirken befinden, nach denselbigen stärker seyn müssen, als alle übrige Kräfte im Zusammenhange. Dies ist eine Ungereimtheit. Der Verstand unterrichtet uns zulänglich, daß in diesen innern Fähigkeiten große Schranken befindlich seyn können.

§. 34.

So wichtig diese von mir erwiesene Lehren sind, eben so wichtig und fast noch wichtiger scheinet mir folgende zu seyn: **Daß ein allgemeiner Zusammenhang der Dinge keine solche Reihe von Begebenheiten und Veränderungen erfordert, in welcher bey allen Dingen blos durch den vorhergehenden positiven Zustand, der nachfolgende also bestimmet wird, daß er, wenn jener einmal wirklich ist, nicht außen bleiben könne.** Da dieser Satz den Gegnern des allgemeinen Zusammenhanges, wie ich nicht ohne Grund glaube, unbegreiflich vorkommen wird; so will ich alle Kräfte anwenden, ihn durch überzeugende Gründe zu befestigen. Wenn man eine Reihe von Veränderungen der Dinge setzet, darinnen blos der **positive** vorhergehende Zustand in jedem Dinge die übereinstimmenden Veränderung so bestimmet, daß sie gar nicht wegbleiben kann, so nimmt man dadurch an, daß kein Ding in dieser Reihe in dem Augenblicke, da ein gewisser vorhergehender **positiver** Zustand in ihm vorhanden ist, und dasselbige zu einer gewissen Wirkung hinreichend machet, durch eine neue **positive** Veränderung in ihm sich verhindern, auch wohl gar zu einer ganz andern Wirkung bestimmen könne. Wenn aber dieses ist, wenn nemlich keine Kräfte in der Reihe der verknüpften Dinge in dem Augenblicke, da ein

positiver

positiver Zustand, der ein Grund zu einer gewissen Thätigkeit ist, in ihr befindlich, durch eine neue positive Veränderung in ihr geschickt gemacht werden können, durch sich selbst jene Thätigkeit zu unterlassen, und auf eine andere Art wirksam zu seyn, so muß keine Kraft in dieser Reihe in ihrem Innern zureichend seyn, alsdenn, wenn sie gewisse positive Bestimmungen bekommen hat, aus welchen, **wofern sie allein sind**, eine gewisse Handlung folget, äußerliche Wirkungen so in sich abzubilden, daß sie sich dadurch selbst, jene Handlung zu verhindern, bestimmte. Müßte also nicht in dieser Reihe, entweder blos eine äußerliche oder innerliche Nothwendigkeit in den Wirkungen der Kräfte vorhanden seyn? Da nun der allgemeine Zusammenhang keine von diesen Nothwendigkeiten erfodert (§.32.33.), so können auch in einem allgemeinen Zusammenhange der Dinge Kräfte so wirken, daß sie, wenn gleich ein gewisser positiver Zustand in ihnen vorhanden ist, welcher allein vermögend war, gewisse Wirksamkeiten in ihnen herfürzubringen, dem ohngeachtet vermögend sind, das Gegentheil durch sich selbst zu wirken.

§. 35.

Vielleicht pflichtet man mir desto lieber bey, wenn ich die Art und Weise in etwas erkläre, wie im allgemeinen Zusammenhange solche Wirkungen selbstthätiger Kräfte erfolgen können. Man setze ein selbstthätiges und zu verschiedenen Handlungen fähiges Ding bekömmt in seinem Innern, durch die Wirkungen der äußerlichen Dinge, von denen jenes umgeben wird, eine Vorstellung. Diese kann mit der einen Handlung, die durch das Ding möglich war, mehr übereinstimmen, als mit der Möglichkeit, die andere Handlung zu wirken. Wenn dieses nun wirklich so ist; so bestimmet sich das Ding selbst zu dieser Handlung und wirkt sie, wofern nicht in diesem Augenblicke eine Vorstellung in dem Dinge gewirkt wird, in welcher es eine größere Uebereinstimmung mit der entge-

gengesetzten Möglichkeit zu handeln, empfindet. Es ist aber wegen der beständigen Veränderung der Dinge möglich, daß die letzte Vorstellung entstehet, daher kann sich das Ding seines vorhergehenden **positiven** Zustandes ohngeachtet selbst zu einer andern Wirkung bestimmen.

§. 36.

Wie kann aber diese Lehre bestehen, wenn alles, was im allgemeinen Zusammenhange der Dinge wirklich wird, so von einem metaphysischen Grunde abhänget, daß, wenn der ganze Grund vorhanden ist, die Wirklichkeit des Gegründeten unausbleiblich erfolget? Man wird hier einen Widerspruch zu finden glauben. Allein man hat nur eine geringe Aufmerksamkeit nöthig, so wird man diese beyden Lehren vereinigen können. Es ist wohl wahr, daß das Gegründete wirklich werden muß, wenn der ganze zureichende Grund wirklich ist. Allein der **positive** vorhergehende Zustand in einer Kraft, die selbstthätig verschiedene Wirkungen äußern kann, ist nicht der ganze zureichende Grund davon, daß die Kraft die Wirkung hervorbringet, die sonst aus diesem Zustande folgen würde. Wenn er der zureichende Grund seyn soll, so muß er in der Kraft das Uebergewichte behalten, oder nicht von einer lebhaftern Vorstellung des Gegentheils übertroffen werden. Und unter dieser Bedingung folget auch immer die Wirkung der Kraft unausbleiblich. Es ist also etwas anders, behaupten, daß der ganze vorhergehende Zustand in einer solchen Kraft der bestimmende Grund ihrer Wirkungen sey, und etwas anders, dies lehren, daß nur der **positive** vorhergehende Zustand den folgenden unausbleiblich bestimme.

Dritter Abschnitt,
Beantwortung der aufgeworfenen Frage selbst.

§. 37.

Nun kann ich meine HauptFrage: **ob und wie die Freyheit mit dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge bestehen könne?** leicht beantworten. Ich will es zuerst beweisen, daß im allgemeinen Zusammenhange der Dinge nichts gesetzet wird, welches das eine oder das andere Merkmahl der Freyheit, oder ihres Gebrauchs aufheben könne. Ich schließe so: **Wenn dadurch, daß die freyen Handlungen der endlichen Geister, einen zureichenden Grund, in dem ganzen vorhergehenden Zustande ihrer Kräfte haben, erstlich dieses nicht aufgehoben wird, daß ein endlicher Geist willkührlich handelt, und zweytens auch dieses nicht, daß er sich deutlichen Vorstellungen gemäß, zum Guten bestimmet; so folget, daß auch kein Merkmahl der Freyheit durch den allgemeinen Zusammenhang der Dinge aufgehoben werde.** Ich schließe von der Wahrheit der Bedingung auf die Wahrheit des Folgenden. Die Folge erhellet unmittelbar aus dem Begriff der Freyheit und des allgemeinen Zusammenhanges (§.27. 25.). Die Bedingung enthält zwey Sätze in sich, davon ein jeder einen fernern Beweiß bedarf. Den **ersten** befestige ich durch folgenden Schluß: **Wenn der zureichende Grund, der in dem ganzen vorhergehenden Zustande zu einer Handlung da ist, weder dieses aufhebet, daß der endliche Geist durch seine eigne Kraft handelt, noch dies, daß das entgegengesetzte dieser Handlung durch sie möglich ist, noch auch dies, daß die Kraft eines endlichen Geistes einer Vorstellung von dem Verhältniß der Handlungen zu ihren innern Bestrebungen gemäß wirket;**

ket; so folget auch, daß die **Willkühr nicht dadurch aufgehoben wird.** Die Folge ist aus dem Begriffe der Willkühr unläugbar (§. 25.). Die Wahrheit des ersten Gliedes habe ich im §. 31. des zweyten im §. 33. des dritten im §. 34. wo ich mir nicht zu viel zutraue, gründlich erwiesen.

§. 38.

Man stelle sich zum Beyspiel einen Menschen vor, der, so lange er die Vorschriften seiner Eltern bedurfte, von denselben beständig zu Ausübung der Tugenden geleitet worden, der hernach diesen Trieb zu vergrößern, sich selber angelegen seyn lassen, so, daß er zuletzt eine Fertigkeit, Gutes zu thun, erlanget, oder seine Kraft in ihrem Innern so gestärkt, daß der Trieb, bey allen Unternehmungen Verstand und Vernunft zu gebrauchen und Gutes auszuüben, bey ihm überwiegend worden. Kurz, man gedenke sich einen wahrhaftig Tugendhaften. Dieser wird, so bald ihm nur durch die Vorstellungen äusserlicher Gegenstände Gelegenheit gegeben wird, auf eine gewisse Art zu handeln, diese Handlung ihren Folgen nach betrachten, sich zum Guten bestimmen, und nach der Verschiedenheit der Vorstellungen bald dieses, bald jenes Gute wirken. Wer wird in diesem Menschen nicht das Bild eines wahrhaftig sittlich Freyen antreffen? Wer wird sagen, **er handele nicht willkührlich**, obgleich der ganze vorhergehende Zustand dieses Menschen, nemlich dieses, daß er seine Kraft im Guten überwiegend gestärket, und daß er eine gewisse Vorstellung durch äußerliche Gegenstände bekommen, machet, daß bey deren Daseyn die gestärkte Kraft nicht unterlassen will, eine Handlung zu überlegen und sich zu derselben zu bestimmen.

§. 39.

Ich muß aber hier von sehr vielen den gewöhnlichen Einwurf befürchten: **daß nach der Lehre vom allgemeinen Zusammenhange, eine jede willkührliche**

Hand-

Handlung genöthiget werde, und daher nicht willkührlich seyn könne. Ich will ihn daher deutlich und vollständig beantworten, obgleich schon aus dem vorigen Abschnitte die Antwort von einem jeden Aufmerksamen gefunden werden könnte. Die Nothwendigkeit der Wirklichwerdung der Handlung ist sehr verschieden. Sie kann eine blos äußerliche, eine innerliche physikalische, und endlich, wie man zu reden pfleget eine sittliche, das ist, eine solche seyn, die blos dadurch gesetzet wird, daß eine denkende Kraft eine Handlung wirket, die sie in ihrem Innern als eine solche empfindet, die mit ihren wesentlichen Trieben übereinstimmet, **wofern nicht durch die äußerlichen Gegenstände, oder durch andere in der Kraft befindliche Bilder eine lebhaftere Vorstellung von der Güte des Gegentheils gewirket wird.** Die beyden ersten Arten der Nothwendigkeit werden keinesweges durch den allgemeinen Zusammenhang der Dinge in der GeisterWelt gesetzet. Was die dritte Art anbetrift, so gebe ich es zu, daß sie den willkührlichen Handlungen im allgemeinen Zusammenhange der Dinge zukömmt. Allein ich läugne, daß dadurch das Willkührliche aufgehoben wird. Die Begriffe von der Willkühr und sittlichen Nothwendigkeit beweisen, daß in dem letzten der erste enthalten sey. Ich glaube also jene große Beschuldigung hinreichend zernichtet zu haben, durch welche die **Verfasser des BriefWechsels über wichtige Sachen der neuen Gelehrsamkeit** die leibnitzischen Lehren vom allgemeinen Zusammenhange der Dinge verdächtig zu machen gesuchet. Sie meynen, es würde durch diese Lehre eine unvermeidliche Nothwendigkeit der willkührlichen Handlungen fest gesetzet. Es ist aber nichts weniger als dies. Nur mit einer sittlichen Nothwendigkeit können die willkührlichen Handlungen auch im allgemeinen Zusammenhange der Dinge erfolgen.

§. 40.

§. 40.

Es ist jetzo noch der zweyte Satz der Bedingung in dem ersten Schlusse (§. 37.) zu erweisen, nemlich: daß durch den allgemeinen Zusammenhang, oder dadurch, daß man den zureichenden Grund der Handlungen eines endlichen Geistes in einen vorhergehenden Zustande setzet, dieses nicht aufgehoben wird, daß ein endlicher Geist sich deutlichen Vorstellungen gemäß, zum Guten bestimmen kann. Diesen Satz beweise ich durch folgenden Schluß: Wenn der allgemeine Zusammenhang, oder dieses, daß eine Handlung in dem vorhergehenden Zustande einen zureichenden Grund haben muß, erstlich dieses nicht setzet, daß der endliche Geist sich keine deutliche Vorstellungen von seinen Handlungen und deren Folgen machen kann, und wenn zweytens durch denselben auch dieses nicht gesetzet wird, daß dem vernünftigen Wesen hinreichende Hindernisse geleget werden, sich selber zu dem, was es nach diesen Vorstellungen vor gut hält, zu neigen; so folget, daß der allgemeine Zusammenhang auch dieses nicht aufhebe, daß ein vernünftiges Wesen sich deutlichen Vorstellungen gemäß zum Guten bestimmen kann. Die Folge ist unmittelbar, denn wenn ein endlicher Geist deutliche Vorstellungen von seinen Handlungen und den Folgen derselbigen hat; so stellet er sich solche entweder als gut, oder als böse vor. Ist das erste, so bekömmt er gleich einen Trieb, sich denselben gemäß zu bestimmen, und muß folglich solchen gemäß handeln, wenn keine hinreichende Hindernisse da sind. Die beyden Glieder der Bedingung sind zu klar, als daß ich mich bey denselben lange aufzuhalten nöthig hätte. Das erste erhellet daraus, weil der allgemeine Zusammenhang dem endlichen Geiste vielmehr Gelegenheit giebt, seine Kräfte, deutliche Vorstellungen zu bilden, anzuwenden; denn, wenn keine äußerliche Dinge in ihn wirkten: so könnte er

sich dieselben auch nicht vorstellen, und also nicht urtheilen, ob seine Handlungen unter diesen Umständen gut, oder böse sind. Das zweyte Glied ist daraus offenbar, weil der allgemeine Zusammenhang die Selbstthätigkeit denkender Kräfte gar nicht aufheben kann (§. 31.).

§. 41.

Jetzt lässet sich auch leichte begreifen, **wie ein Ding im allgemeinen Zusammenhange der Dinge frey handeln könne.** Wenn die äußerlichen Gegenstände in ein solches Ding wirken, welches ein inneres Vermögen hat, in seinem Innern eine Abbildung dieser Wirkung anzunehmen, die Folgen daraus zu schließen, und die Verhältniß derselbigen zu ihrem überwiegenden Triebe zur Thätigkeit zu empfinden, so wird eine dieser Wirkung gemäße Vorstellung in der Kraft dieses Dinges herfürgebracht. Diese stimmet in Ansehung der vorgestellten Folgen, entweder mit der Bestimmung des Dinges zum Guten überein, oder nicht. Im ersten Falle empfindet die Kraft des Dinges die Uebereinstimmung und neiget sich dazu, wofern keine stärkere äußerliche Wirkung zu gleicher Zeit in ihr abgebildet worden ist. Diese Vorstellung kann, vermöge des allgemeinen Zusammenhanges, oft entstehen. Daher enstehet eine innere Stärke in der Kraft dieses Diuges, auf die Folgen der durch sie möglichen Wirkungen zu sehen und sich dazu zu neigen, wenn sie als gut erkannt worden. Diese Stärke ist die sittliche Freyheit (§. 25.). Man siehet also, wie im allgemeinen Zusammenhange eine sittliche Freyheit möglich sey. Ist nun in einem solchen sittlich freyen Wesen durch den allgemeinen Zusammenhang und durch die Wirkung seiner eignen Kraft eine Vorstellung von einer gewissen Handlung da; so wird dieses Wesen, vermöge seiner Freyheit, diese Handlung nach ihren Folgen betrachten, und also

entweder zur Herfürbringung oder Unterlassung derselben sich bestimmen.

§. 42.

Was ich bis hieher ausgeführet habe, beweiset zur Gnüge, wie genau und vollständig unsere GottesGelehrten von der Freyheit und denen durch sie verrichteten Handlungen gedacht haben, wenn sie alle Arten eines wahren Zwanges in Absicht auf die Wirklichwerdung derselbigen geläugnet haben, und ich verdamme selbst alle diejenigen Lehren, aus welchen eine innere Nothwendigkeit oder äußerer Zwang in den freyen Handlungen entstehet.

§. 43.

Ich glaube jetzo die Lehre, daß der allgemeine Zusammenhang der Freyheit nicht **fatal** sey, vollständig abgehandelt zu haben. Ich unterwerfe meine Gedanken dem Urtheile derer Richter, welche blos die Vernunft und ihren richtigen und freyen Gebrauch zur Richtschnur ihrer Entscheidungen annehmen. Solche, welche wie **ein junger Gelehrter thut**, bey demjenigen Punkte, der nicht aus dem Munde ihres Orackels hergeflossen, oder der nicht in ihren ihnen so unentbehrlichen Papieren stehet, die **Frage** aufwerfen: **auf wessen Ansehen sich die Behauptung desselben gründe?** halte ich zur Prüfung dieser Abhandlung für ganz ungeschickt, wenn sie sich auch selbst den Namen **der Richter der ganzen gelehrten Welt** geben sollten. Ihr Urtheil hat auch noch nie bey Weisen Eindruck gemacht.

XIIII.

J. M. Greiners Untersuchung der Frage:

Warum Gott diejenigen Menschen, von welchen die gröſseste Hoffnung ist, daſs sie der Welt einmal die erspriesslichsten Dienste leisten werden, frühzeitig der Welt entziehet?

Die Absichten des unendlichen Wesens, können bey allen seinen Unternehmungen nur auf die Beförderung wahrer Vollkommenheiten gehen. Diese Wahrheit setze ich aus andern Wissenschaften als gewiß voraus. Wenn wir also jene Aufgabe untersuchen wollen, so müssen wir den Zweck der Vollkommenheiten, worauf die Handlungen Gottes allemal gerichtet sind, zum Augenmerk haben. Ein Kurzsichtiger fraget zwar: Wie ist es möglich, daß das unendliche Wesen dadurch, daß er der Welt einen würdigen Menschen, eine Quelle von Vollkommenheiten, entziehet, im Ganzen wahre Vollkommenheiten befördert? Allein jener beurtheilet alles, auch so gar das Verfahren des unendlichen Wesens, nach dem Masstabe seiner, leider! gar zu eingeschränkten Einsicht. Bedächten solche Menschen, daß das unendlich weise Wesen nichts geschehen lassen könne, ohne die Erreichung einer Absicht sich vorzusetzen. Ueberlegten sie ferner, daß dieses unendliche Wesen, vermöge seiner höchsten Güte, keine andere Absicht als die Beförderung eines wahren Guten haben könne; so würden sie im Urtheilen nicht so verwegen und so übereilet seyn. Kann also der unendliche Gott, vermöge seiner höchsten Weisheit und Güte,

nichts unternehmen, ohne die Absicht zu haben, im Ganzen wahre Vollkommenheiten zu stiften, so muß die Beförderung wahrer Vollkommenheiten auch alsdenn sein höchster Zweck seyn, wenn er der Welt solche Personen durch einen frühzeitigen Tod entreißt, von welchen die gewisseste Hoffnung hervorblickt, daß sie dem edlen Zweck, worzu sie das höchste Wesen zu Bürgern dieser Welt erschaffen, Gnüge leisten werden. Die Erreichung grösserer Vollkommenheiten kann also nur der einzige Grund seyn, warum Gott theils Kinder, theils erwachsene Personen, deren reiferer Verstand und rühmlich geführtes Leben schon mehrere Hoffnung blühen lassen, der Welt entzieht. Will das unendliche Wesen aber durch einen frühen Tod solcher Menschen mehrere Vollkommenheiten stiften, als wenn es durch ihr spätes Alter sie der Welt wirklich nutzbar seyn ließe; so ist der Grund, warum Gott die Erreichung der Vollkommenheiten, die durch solche hoffnungsvolle Menschen in diesem Leben möglich sind, hindert, entweder in denenjenigen Menschen zu suchen, welche Gott mitten in ihrem Berufe zur TugendBahn der Welt entreißt, oder in denenjenigen, mit welchen solche zugleich leben, oder in denen, welchen solche Menschen sich einmal hätten nutzbar beweisen können. Wir wollen das erstere annehmen: der Grund, warum Gott hoffnungsvollen Menschen den Genuß dieses Lebens so frühe entzieht, soll in ihnen selbst zu finden seyn; so muß das unendliche Wesen entweder einsehen, solche Menschen würden, wenn sie gleich Vollkommenheiten stifteten, dennoch den Grund zu mehrern und größern Unvollkommenheiten in sich fassen, und sich dadurch den Weg zur beständigen GemüthsUnruhe und Unzufriedenheit, und folglich zur Unglückseligkeit bahnen; oder die unendliche Vorherwissenheit Gottes erkennet, ein Mensch werde einmal in solche Verknüpfungen kommen, in welchen er unterlässet, diejenigen Vollkommenheiten zu bewirken, die durch seine Kräfte möglich sind. In beyden Fällen ist es der

der Weisheit und Güte Gottes gemäß, die Menschen frühe aus der Welt zu reissen. Denn wollte das unendliche Wesen solchen Menschen, von welchen es gewiß vorhersiehet, daß sie in dem Fortgange ihres Lebens mehrere Unvollkommenheiten als wahre Vollkommenheiten in sich gründen werden, ein spätes Alter erreichen lassen, so würde er wider den höchsten Zweck handeln, der doch allemal der Masstab seiner Handlungen ist, auf nichts als wahre Vollkommenheiten bedacht zu seyn. Wenn also gleich Menschen in dem Frühlinge ihrer Jahre die gegründeteste Hoffnung von sich blicken lassen, daß sie einmal der Welt die erspießlichsten Dienste leisten werden; wenn ferner gleich Menschen, die kurze Zeit, da Gott die Welt mit ihrem Leben beglücket, mit nichts so sehr sich beschäftiget, als andern durch das Beyspiel ihrer Gottesfurcht und ihres Fleißes ein würdiges Muster der Nachahmung zu seyn; so würde dennoch Gott wider seine höchste Güte sowohl gegen diejenigen, welche ihre JugendJahre so rühmlichst zugebracht, als auch gegen die anderen Menschen handeln, wenn er jener ihrem Leben das höchste Ziel erreichen ließe, da er einsiehet, daß sie in ihrem reiferen Alter mehr Unordnungen als Vollkommenheiten in dem Zusammenhange der Dinge stiften werden. Das unendliche Wesen müßte denn zulassen können, daß jene sich den Weg zu ihrer höchsten Unglückseligkeit bahnten, und anderen nur zum Schaden lebten. Wie sehr ist aber beydes nicht wider die höchste Weisheit und Güte Gottes! Allein man möchte hier meine Lehre aus der Erfahrung zu widerlegen suchen. Man könnte sagen: Wie viele Menschen läßt Gott das späteste Alter erreichen, von denen er doch gewiß vorhersiehet, daß sie bey der langen Fortdauer ihres Lebens nur andern ein Beyspiel von Lastern geben, und sich selbst ihre Unglückseligkeit vergrößern? Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling, der in dem Frühlinge seines Lebens nur solche Handlungen zu unternehmen sich bestrebte, die von einer wahren Verehrung des Höchsten

und von der Begierde, andern dereinst nützlich zu werden, zeugten, ist in dem Fortgange seines Lebens, durch die Beyspiele anderer gereitzt, von der Bahn der Tugend abgetreten, und hat nur dem Staate und seinen NebenMenschen zum Schaden gelebet? und dennoch hat er ein spätes Alter in EhrenStellen erreichet? und dennoch haben unverdiente LorbeerZweige seine grauen Haare umkränzet? Ich würde verwegen handeln, wenn ich dieser Erfahrung widersprechen wollte. Unzähliche Beyspiele rechtfertigen dieselbe. Allein, man würde sich auch einer Verwegenheit im Urtheilen schuldig machen, wenn man aus diesen Beyspielen meine Lehre völlig verwerfen und für unrichtig erklären wollte. So lange wir die höchste Weisheit und Güte des unendlichen Wesens nicht verkennen; wer wird aber so rasend seyn, diese erhabene Eigenschaften einem unendlichen Gotte abzusprechen? so lange bleibet es gewiß, daß Gott diejenigen Menschen frühe aus der Welt nimmt, von welchen er gewiß vorher siehet, daß sie einmal im Zusammenhange der Dinge mehrere Unvollkommenheiten als Vollkommenheiten stiften werden. Sind gleich Beyspiele in der Welt, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, so gehen wir doch weit sicherer, wenn wir unser Unvermögen in Beurtheilung der weisen Wege des allmächtigen Beherrschers aller Begebenheiten in der Welt gestehen, als daß wir desselben Regierung nach dem Masstabe unserer eingeschränkten Einsicht beurtheilen und strafbar tadeln wollen.

Wie aber, wenn das unendliche Wesen vorher erkennet, ein Mensch werde einmal in solche Verknüpfungen kommen, in welchen er unterlässet, diejenigen Vollkommenheiten zu erreichen, die durch denselben möglich sind: sollte dies ein zureichender Grund seyn, warum das unendliche Wesen einem solchen Menschen frühzeitig den Genuß dieses Lebens entziehet? Wir müssen auch dieses bejahen, wenn wir anders dem unendlichen Gott nicht die

höchste

höchste Weisheit absprechen wollen. Die höchst gütige Absicht des Schöpfers aller Dinge bey Hervorbringung dieser Welt ist ohne Zweifel diese gewesen, daß in derselben die endlichen Geschöpfe und unter diesen die mit Vernunft begabten Menschen denjenigen Grad der Vollkommenheit erreichten, der durch sie in diesem Leben möglich war. Die eingeschränkten Kräfte der endlichen Menschen machen es unmöglich, daß ein jeder für sich diejenige Vollkommenheit erreichet, welche die Güte Gottes ihm bestimmet hatte. Die höchste Weisheit des unendlichen Gottes hatte es daher so geordnet, daß die Menschen gemeinschaftlich den Zweck ihrer Glückseligkeit in diesem Leben bewirken sollen. Wollte nun Gott diese Absicht der Schöpfung erreichen, so mußte er einem jeden Menschen in der Reihe der Dinge eine solche Stellung anweisen, in welcher er der Absicht des Höchsten seine und andere Vollkommenheiten zu bewirken gemäß handeln könnte. Er mußte einen jeden Menschen in solche Verknüpfungen setzen, in welchen dieser Absicht keine hinreichende Hindernisse gesetzet würden. Gesetzt nun also, Gott siehet ein, ein Mensch werde einmal in solche Verknüpfung kommen, in welcher er aufhöret, diejenigen Vollkommenheiten zu bewirken, die durch ihn sonst möglich waren. Würde hier das unendliche Wesen nicht die Absicht haben, Vollkommenheiten in der Welt zu stiften, ohne daß die Mittel hierzu hinreichend wären? Würde es also nicht eine Absicht wollen, ohne die darzu hinreichende Mittel zu setzen? Was ist aber wohl mehr wider die Weisheit des uneingeschränkten Wesens? Denn dies machet ein vernünftiges Wesen nicht weise, geschweige höchst weise, daß es durch seine Handlungen eine Absicht erreichen will. Es muß auch die zur Erreichung dieser Absicht dienlichen Mittel anordnen. Dies sind also die beyden möglichen Fälle, warum Gott Menschen in der Blüthe ihrer Jahre durch einen frühen Tod in die Ewigkeit nimmt, wenn der Grund hievon in denen Menschen selbst lieget, die frühe hinweg-

geraffet werden. Doch wir können keinen von beyden bey denen annehmen, die von den edelsten Trieben angeflammet in großen und der Menschheit würdigsten Zwecken ihre Ruhe suchen, und von der gütigsten Vorsicht die seltensten Fähigkeiten erhalten haben. Die Wirksamkeit solcher Geister wird mit zunehmenden Alter so stark, daß sie niemals in niedrigen Thaten sich zeigen kann. So machet es der in Erforschung der Wahrheiten nie ermüdete Geist; der nach edlen Handlungen unabläßig brennende Eifer; der zu großen Absichten unüberwindlich ermunterte Geist unsern Einsichten nach unmöglich, daß durch solche Menschen dereinst mehrere Unvollkommenheiten als Vollkommenheiten in dem Reiche der Dinge ihren Grund haben würden, oder daß sie aufhören würden, zur Vollkommenheit der Welt zu arbeiten.

Allein wir wollen weiter forschen. Wir wollen einzusehen, uns bemühen, ob nicht etwa **in andern Menschen** ein Grund zu finden, warum der Höchste solche ErdBewohner der Welt entreisse. Ist der Grund, warum Gott solche Menschen in der besten Blüthe ihrer Jahre von dieser Welt wegnimmt, von welchen doch die gewisseste Hoffnung ist, daß sie bey dem Fortgange ihres Lebens der Welt die ersprießlichsten Dienste leisten werden, in anderen zu suchen, so müssen wir ihn **entweder** in denen finden, welche schon jetzt mit diesen Menschen in einer Verbindung leben, **oder** in denen, welchen diese Menschen sich dereinst nutzbar erzeiget hätten. **Ist das erste,** so hat Gott durch den Tod dieses Jünglinges seinen Bekannten, seinen Freunden, BewegungsGründe geben wollen, große Gaben blos für ein Geschenk der Vorsehung zu halten, und in ihrem Besitze nicht die ganze Zufriedenheit ihres Geistes zu suchen. Und wie sehr muß nicht unser Herz gerühret werden, wenn wir einen solchen Freund in unsern Armen erblassen sehen?

Wie flüchtig müssen uns nun diejenigen Güter vorkommen, auf die wir sonst stolz genug unser Glück bauen zu können, das völlige Vertrauen hatten. Ist das zweyte, ist nehmlich der Grund, warum Gott einen Jüngling von großer Hoffnung so frühzeitig aus dieser Welt fordert, blos in denen, unter welchen er dereinst seine edlen Gaben angegewendet haben würde, so sind hier wiederum zweene Fälle möglich. Gott muß **entweder** eingesehen haben, daß diese Menschen jenen hoffnungsvollen Menschen solche Hindernisse entgegen setzen werden, daß die Erweiterung der Vollkommenheiten anderer durch sie unmöglich wird; **oder** das unendliche Wesen erkennet, wenn gleich andere Menschen den Bemühungen jener, Vollkommenheiten zu bewirken, keine wirkliche Hindernisse entgegen setzen würden, so würde doch durch dieselben ein größeres Uebel wirklich werden, wenn er jene große Seele, die er so frühzeitig wegnimmt, unter ihnen ihre Thätigkeit hätte beweisen lassen. Wie sehr Gott aber **in dem ersten Falle** seiner erhabensten Weisheit zuwider handeln würde, wenn er diese edlen WeltBürger wollte leben lassen, habe ich oben zur Gnüge erwiesen. Gott würde Mittel anordnen, eine Absicht zu bewirken, da er doch gewiß vorher einsiehet, daß die Absicht nicht kann erreichet werden. Und wie wenig würde er **im zweyten Falle** seinem Verlangen, die größeste Vollkommenheit der Dinge zu befördern, gemäß verfahren, wenn er das Leben solcher hoffnungsvollen Jünglinge der Zukunft schenken wollte? Doch man fraget vielleicht, ob und wie die beyden angenommenen Fälle möglich sind? Ich will es kurz aber doch deutlich zeigen. Wer kennet die Unart der Menschen nicht, da sie den Glanz, den andere durch ihre Geschicklichkeit, Tugend und Verdienste strahlen lassen, neidisch zu verdunkeln suchen? Wer weiß nicht, daß sie durch den Anblick dieses Lichtes denjenigen zu hassen und zu verfolgen bewogen werden, der durch dasselbige verschönert worden? Nun sind auch die Gebothe des Christen-

thums nicht mehr stark genug, den unedlen Ränken Einhalt zu thun, dadurch die Menschen den unedlen Zweck ihres Neides und ihrer Bosheit zu erhalten suchen. Wie sehr häufet sich nicht hiedurch ihre Missethat in den Augen ihres unendlich gerechtesten Regenten? und wie leicht können nicht die Widerwärtigkeiten das Alter des Tugendhaften, den Gott in seiner Jugend zu sich ziehet, bitter machen, daß er als ein Mensch bey der vollkommenen Anwendung seiner Kräfte schüchtern wird, und den Zweck seines unendlichen Urhebers nicht erreichet? Und wie leicht ist es dem Geiste eines Neides nicht, einem Manne, der edel und gros denket, die Gelegenheiten zu entziehen, in denen er seine seltene Gaben erforderlich anwenden könnte? Ist es also nicht möglich, daß ein hoffnungsvoller Jüngling in seinem reifern Alter in der Beförderung seines großen Augenmerkes gehindert wird, und daß seine Verdienste Ursachen seines Verdrusses und unaussprechlicher Vergehungen der undankbaren Zukunft werden?

NB. Da man wegen unvermuthet sich ereigneter Verhinderung diese zweyte Sammlung mit dem 11ten Bogen hat schließen müssen, so wird hierdurch versichert, daß bey der nächstfolgenden dritten Sammlung der hier abgegangene Bogen wieder eingebracht werden soll.

Jena gedruckt mit Straußens Schriften.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlettwein, Johann August, 1731-1802

Schriften zum Vortheil nützlicher Wissenschaften und des gesellschaftlichen Lebens

Bd.: 2

Jena (1759)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .48 F 29#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11409811-8
VD18 8051815X-001